This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

„Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen"

Die „Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen" ist im Jahre 1911 in Leipzig gegründet worden und besteht aus den Herren: F. Lindemann, O. Meyrich, Rud. Schulze, E. Walther, K. Wehner und A. Wolf, sämtlich Lehrer in Leipzig. Die Gesellschaft hat sich die Aufgabe gestellt, für die Fortbildung des Lehrers und für einen besonnenen Fortschritt auf dem Gebiete der Volks- und Jugenderziehung zu wirken. Dieses Ziel sucht sie zu erreichen, indem sie einen neuen Weg zur Verbreitung pädagogischer Literatur einschlägt. — Durch die ... jedem Gelegenheit ... aftlich und gründlich ...

Or... ...gen.

Die Abon...

1. die seit ... R. Voigtländers V... ng gestellt hat und ... deutschen Lehrerwel...
2. Als So... ebiete der Pädagogi...
3. Jährlic... illustriert, im Gesam... Der Jahr... Neben die ... Folge als

eine Reihe ... heorie und Praxis ein... Bahnen zu wesentlich ... en können. Die „Liter... das Beste bieten zu ... auch dem jüngeren ... t rechnen muß, erm... ngen. Die Gesell... ogik heißt Entwicklun... sollen die Gaben vie... Namen von Welt... er Wissenschaft werd... Abonnent der „Neuen Bahnen" nach und nach eine

Pädagogische Hand- und Hausbibliothek von bleibendem Werte

erwerben, an deren schmucken Bänden sein Auge immer mit Freuden haften, zu denen seine Hand mit Nutzen immer wieder greifen wird; eine Bücherei, die Freunde, Berater, Helfer in vielen pädagogischen Nöten bringt.

Prospekte gratis von R. Voigtländers Verlag in Leipzig, Hospitalstraße 10

830.5 L
B65

Veröffentlichungen der „Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen"

a. Ordentliche Veröffentlichungen.

(Kostenlose Beigaben zum 23.—25. Jahrgang der Zeitschrift „Neue Bahnen"; für später hinzutretende Abonnenten sind sie zu den beigesetzten ermäßigten Preisen beziehbar.)

	Ladenpreis		Preis für Abonnent. der Neuen Bahnen	
	Ungeb.	Geb.	Ungeb.	Geb.
Ehrmann. Grundzüge einer Entwicklungsgeschichte der Tierwelt Deutschlands. Von Seminaroberlehrer P. Ehrmann. Erscheint im 25. Jahrgang. Für Abonnenten kostenlos				
Graebner. Die Entwicklung der deutschen Flora. Von Professor Paul Graebner. Mit 37 Abbild. und 4 Karten. 8°. VI, 148 S. 1912.	2.—	2.60	1.50	2.10
Hauser. Der Roman des Auslands seit 1800. Von Otto Hauser. 8°. IV, 192 S.	2.—	2.60	1.50	2.10
— Das Drama des Auslands seit 1800. Von Otto Hauser. 8°. II, 156 S.	2.—	2.60	1.50	2.10
Karl Lamprecht. Einführung in das historische Denken. Von Geh. Rat Prof. Dr. Karl Lamprecht. 8°. 164 S. mit 36 Bildern. 1912	2.—	2.60	1.50	2.10
Lipschütz. Stoffwechsel und Energiewechsel des Menschen. Von Dr. Alexander Lipschütz, Bonn. 8°. XI, 1898	2.—	2.60	1.50	2.10
Literarische Jahresschau aus dem Gebiete der Pädagogik 1912. 8°. 96 S.	—.75	—	—.60	—
Reinisch. Gesteins- und Mineralschätze des deutschen Bodens. Von Professor Dr. R. Reinisch. 8°. 142 S. mit 20 Abbildungen. 1913	2.—	2.60	1.50	2.10
Schmidt. Das Schulkind nach seiner physiologischen Eigenart. Von Professor Dr. H. A. Schmidt, Bonn. Erscheint im 25. Jahrgang. Für Abonnenten kostenlos.				
Tews. Grundzüge der deutschen Schulgesetzgebung. Eine Prüfung und Beurteilung der Grundsätze und der wichtigsten Bestimmungen der deutschen Volksschulgesetze von J. Tews, Generalsekretär der Gesellschaft für Volksbildung. 8°. IV, 184 S. 1913	2.—	2.60	1.50	2.10
Witkowski. Die Entwicklung der deutschen Literatur seit 1830. Von Professor Dr. Georg Witkowski, Leipzig. 9.—13. Tausend. 1912. Kl.-8°. VIII, 165 S.	2.—	2.60	1.50	2.10
Wundt. Einführung in die Psychologie. Von Geh. Rat Professor Dr. Wilhelm Wundt, Leipzig. Kl.-8°. VIII, 129 S. 14.—18. Tausend. 1913	2.—	2.60	1.50	2.10
Wünsche. Die deutschen Kolonien. Für die Schule dargestellt von Dr. Alwin Wünsche. 8°. VI, 233 S. mit 22 Figuren im Text, 12 Einschalttafeln mit 28 Bildern und einer farbigen Karte	2.—	2.60	1.50	2.10

(Die Bände, hinter denen die Preise fehlen, sind noch nicht erschienen.)

b. Außerordentliche Veröffentlichungen.

Anthes. Heinz Hauser. Ein Schulmeisterleben. Von Otto Anthes. 8°. 306 S. 1912	3.—	4.—	2.25	3.25
Block. Wortgeschichten. Für Haus und Schule erzählt von Robert Block. 8°. 216 S. 1913	2.40	3.—	1.80	2.40
Block. Die Grundlagen der Rechtschreibung. Eine Darstellung des Verhältnisses von Sprache und Schrift von Robert Block. 8. 80 S. 1914	1.20	1.80	—.90	1.50
Frenkel. Die Hobelbankarbeit in Verbindung mit dem Linearzeichnen. Ein Lehrgang des Arbeitsunterrichts für Schulen, Schülerwerkstätten und Erziehungsanstalten. Von R. Frenkel, Lehrer bei den staatl. Handfertigkeitskursen in Berlin. 8°. VII, 59 S. und 52 Tafeln.	—	3.50	—	2.70
Kasser. Aus der Vorzeit. Blide in die Entwicklungs- und Urgeschichte der Menschheit von Oberlehrer E. Kasser. 8°. VIII, 208 S. Mit 73 Abbildungen. 1912	2.60	3.40	2.10	2.90
Stadler. Philosophische Pädagogik. Von Dr. August Stadler, gew. Professor der Philosophie und Pädagogik am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. 8°. VIII, 312 S.	4.—	5.—	3.25	4.—

Die Grundlagen der Rechtschreibung

Copyright 1914 by R. Voigtländers Verlag, Leipzig
Alle Urheberrechte, insbesondere das der Übersetzung,
sind vorbehalten

Veröffentlichung der
„Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen“

Die Grundlagen der Rechtschreibung

Eine Darstellung des Verhältnisses von Sprache und Schrift

von

Robert Block

Mit 4 Abbildungen

R. Voigtländer-Verlag in Leipzig 1914

Druck
der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig
5414

Vorwort.

Es ist eine Not ums Rechtschreiben. Ein Gegenstand, der fast gar keinen Bildungswert hat, erfordert Tag für Tag einen großen Teil unserer Schularbeit, der doch viel edlere Aufgaben obliegen. Und das Ergebnis ist kläglich genug. Tausende können nach 7—8 Jahren Rechtschreibedrill doch noch nicht schreiben, wie es die Vorschrift verlangt und wie es in Büchern und Zeitungen geübt wird. Von der Menge der Arbeit, die die Rechtschreibung beansprucht, ist der unbedachtsame Schluß auf ihren Wert getan, und man hat sie zu Hürde und Graben im Rennen nach dem täglichen Brot gemacht. Beim Übergang eines Schülers in eine höhere Schule, bei Berechtigungsprüfungen, an der Pforte zum Schutzmannsdienst und zum Bahnschaffneramt steht die Frage groß und breit: Wie steht es um deine Fähigkeit, deine Sprache in die Schrift umzusetzen?

Die Neuschule in ihrem Bemühen, die schöpferischen Kräfte des Kindes zu entwickeln und zu pflegen, wird mehr als die ältere Zeit den Widersinn empfinden, der darin liegt, daß der Erarbeitung des bloßen Werkzeuges fast mehr Mühe gewidmet werden muß als dem Werke selbst. Es mehren sich schon die Stimmen, die nach einer neuen, durchgreifenden Regelung verlangen. Mehr als bei früheren muß dabei das Wort des Lehrers mit gehört werden, der tagein, tagaus die riesige Sisyphusarbeit auf sich hat. Für die Fragen, die dabei zu beachten sind, will das vorliegende Buch die Grundlagen bieten. Wendet es sich danach vor allem an den Schulmann, so ist, glaube ich, sein Inhalt doch weit genug, um auch jedem andern, der Teilnahme für dergleichen Fragen hat oder haben muß, etwas zu geben.

Der Verfasser.

283265

Inhalt.

		Seite
A.	Die Laute	2
	Einzellaute	3
	Lautverbindungen	7
	Übersicht	8
	Schallstärke	9
	Druckgrenze	9
B.	Die Schriftzeichen	10
C.	Laut und Zeichen	18
	Gegenüberstellung	20
	c, x, ŋ, ſ, ə	24
	ķ, s, f, w, ŋ, d	27
	ch, ß, ph, ng, dt, th, ſch, au, eu	35
	ks, ts, kw, ai, oi	38
	Fremdwörter	42
D.	Bezeichnung der Lautdauer	43
E.	Großſchreibung	51
F.	Silbentrennung	62
G.	Hilfszeichen	64
H.	Unſre Rechtſchreibung	68
I.	Probeſtücke	74

Anmerkung. In dieſem Buche bedeutet *c* den ch-Laut in ich, *x* den ch-Laut in ach, *ŋ* den Gaumennaſenlaut in enge, *ſ* den ſummenden, *s* den ſcharfen s-Laut, *š* den ſch-Laut in ſchön, *ə* den dumpfen Laut am Ende von Haſe, *oi* den Zwielaut eu und äu.

germ. = germaniſch, got. = gotiſch, ahd. = althochdeutſch, mhd. = mittelhochdeutſch, nhd. = neuhochdeutſch, ndd. = niederdeutſch.

Das allgemeinste Mittel des Menschen, seinen Seeleninhalt zu offenbaren, ist die Sprache. Was wir fühlen und denken, unser Dichten und Trachten schwebt auf den durch die Sprechwerkzeuge gestalteten Schallwellen zum Ohre des Mitmenschen, um hier die gleichen Saiten erklingen zu lassen und Verständnis zu finden. Von einem Gehirne zum andern spinnt die Sprache Fäden des innern Lebens, Mund und Ohr als Aus- und Eingangstor benutzend. „Sie vereint uns, macht uns zum Brudervolke und baut uns ein Vaterhaus, in dem wir, wenn auch höher oder niedriger, doch unter einem Dache, wenn auch geschieden, doch nicht entfernt wohnen, und wo, sammelt auch nie ein gemeinschaftlicher Saal uns zur ernsten oder frohen Stunde, wir uns doch an der Treppe oder an der Tür begegnen, uns grüßen und uns erinnern, daß wir Brüder sind." (Börne.)

Der Wirkungsbereich des gesprochenen Wortes ist eng begrenzt. Auch die stärkste Lunge vermag es nur auf kurze Entfernungen zu schicken; mit dem Verflachen der Schallwelle erstirbt es. Und wie im Raum, so in der Zeit. Wohl kann die Erinnerung die Rede des andern je nach der Kraft des Gedächtnisses auf eine gewisse Zeit bewahren, kann ein Geschlecht dem andern das Wort eines Meisters übermitteln; aber kein Erinnern ist so stark, keine mündliche Überlieferung so treu, daß nicht eine Veränderung des Urwortes stattfände.

In diese Lücke muß das dauerhafte und sichtbare Zeichen treten, das geeignet ist, den Gedankeninhalt über Zeit und Raum zu übermitteln. Das kann entweder unmittelbar geschehen, indem der Seeleninhalt ohne Rücksicht auf die Sprache durch bestimmte Zeichen ausgedrückt wird, oder mittelbar, indem ein

Gedanke sich zunächst in die sprachliche Ausdrucksform wandelt, um von hier aus erst seinen sichtbaren Ausdruck zu finden. In der letzteren Art arbeitet unsere Schrift. Dabei ist die Möglichkeit zu denken, daß diese sich aus der erstern Art entwickelt hat, indem erst nach und nach eine Verknüpfung der Schriftbestandteile mit den Sprachbestandteilen eingetreten ist. In diesen Rahmen paßt auch die in der geschichtlichen Entwicklung niedergelegte Tatsache, daß die Einzelteile der Schrift zunächst für größere Teile der Sprache eintraten — Sätze, Wörter, Silben —, bis dann schließlich in unserer heutigen Art, eine Entsprechung zwischen dem Schriftzeichen und dem kleinsten Sprachbestandteile, dem Laute, stattfinden zu lassen, ein vollkommnerer Standpunkt erreicht wurde.

In diesem Buche handelt es sich im wesentlichen um die Frage, wie die Schrift ihrer Aufgabe gerecht wird, die Sprechsprache sichtbar zu machen. Wir beschränken uns dabei fast ganz auf die hochdeutsche Schriftsprache und stellen zunächst kurz deren Laute dar.

A. Die Laute.

Aus der Lunge dringt ein Luftstrom nach außen. Dabei kann ihm mannigfacher Widerstand entgegentreten, an dem er sich reibt oder ein Halt findet. Den ersten Widerstand bieten ihm die Stimmbänder des Kehlkopfes, weitern findet er an den einzelnen Teilen des Rachen-, Mund- und Nasenraumes, dem Zäpfchen, der Zunge, dem Gaumen, den Zähnen, den Lippen. Durch die Reibung des Luftstromes entstehen Töne und Geräusche, die durch die Form der Mundhöhle eine besondre Gestaltung erfahren. Dadurch werden die Sprachlaute gebildet, die Grundbestandteile unsrer Sprechsprache. Die verschiedenen Stellungen des Ansatzrohres, d. h. der lautgestaltenden Höhlungen, stehen beim Sprechen nicht unvermittelt nebeneinander, vielmehr sind sie durch unzählige Übergänge miteinander ver-

bunden, solange der Luftstrom tönt. Das Wörtchen am etwa setzen wir mit a-Stellung ein. Sofort aber bewegen sich die Lippen gegeneinander; die Öffnung verkleinert sich. Natürlich wird dadurch der Laut selbst verändert, bis er bei der Berührung der Lippen in dem nun entstandenen m erstirbt. Aus den vielen Gleit- oder Übergangslauten, die so entstehen, fassen wir nur die wesentlichen, gleichsam die Höhepunkte der Lautbildung, auf; sie auch werden daher nur in der Schrift dargestellt.

Der Stimmton ist nicht zur Bildung jedes Lautes notwendig. Es gibt auch Laute, bei denen die Stimmritze so weit gestellt ist, daß die Stimmbänder nicht zum Tönen kommen. Dann bildet sich der Laut nur als Geräusch durch Reibung der Luft an gewissen Stellen des Ansatzrohres: der Laut ist stimmlos, während der Stimmtonlaut stimmhaft ist. Der Geräuschlaut kann aber auch stimmhaft werden. Stimmhaft sind z. B. a, o, m, w, j, stimmlos ch, sch, t, p. Reine Stimmtonlaute sind u, ai, a usw.; reine Geräuschlaute s, f, t, p; stimmhafte Geräuschlaute sind b, d, g, w usw.

Die meisten Laute kann man dauern lassen, solange die Kraft der Lunge reicht; einige aber finden ihr Ende im Entstehen, sie sind nicht viel mehr als bloße Mundstellungen. Die erstern kann man als Dauerlaute, die letztern als Augenblickslaute bezeichnen.

Die Einzellaute. Erzeugen wir den Stimmton bei zwanglos geöffnetem Munde und mäßig gehobener Zunge, so entsteht das *a*. Je nach der Stellung des Unterkiefers und der Lage der Zunge klingt es verschieden. Besonders unsre Mundarten haben eine ganze Reihe von a-Lauten; auch im guten Hochdeutsch sind mindestens zwei *a* zu unterscheiden. Das a in Schal, Stahl klingt anders als in Schall, Stall. Da aber dieser Unterschied immerhin geringfügig ist, so kommt seine Bezeichnung durch die Schrift des täglichen Lebens nicht in Betracht. Die gute Aussprache regelt sich hier von selbst nach Länge und Kürze.

Heben wir von der a-Stellung aus die Zunge nach dem Zahndamm zu und verbreitern die Mundöffnung, so entsteht der

e-Laut, der ebenfalls als langer Laut geschlossener klingt als als kurzer. Den ersten hören wir in beten, den zweiten in Betten.

Fahren wir in der angedeuteten Mundbewegung fort, d. h. nähern wir die Zunge noch mehr dem Vordergaumen, so daß der Weg für den Luftstrom sehr eng wird, so entsteht der *i*-Laut. Der klingt wieder in Stiel geschlossener als in still.

Da die gekennzeichnete Bewegungsrichtung beim *i* aufhört, so kehren wir zur *a*-Stellung zurück, um eine andre einzuschlagen.

Wenn man aus der *a*-Stellung die Zunge vorn senkt und hinten hebt, die Lippen leicht vorschiebt und rundet, so entsteht bei tönender Stimme das *o*, das wiederum in Sohle, vor anders klingt als in soll, vorn. Setzen wir die Bewegung der Mundwerkzeuge fort, heben die Zunge hinten noch weiter und schieben die Lippen spitz vor, so hören wir je nach dem Grade dieser Bewegung ein geschlossenes oder offnes u. Damit ist auch diese Reihe zu Ende, die mit der ersten folgende Übersicht ergibt:

i

e

a

o

u

Unter der *a*-Grenze liegt eigentlich noch ein Laut, bei dessen Erzeugung die Zunge etwas tiefer liegt als beim *a*. Diesen Laut sprechen wir z. B. in den Endsilben von Silbe, geben, Schale usw. Wir wollen ihn nach dem allgemeinen Gebrauch durch *ə* wiedergeben.

Zunge und Lippen haben wir bei diesen Lauten in der Hauptsache als Gestalter des Stimmtones erkannt. Durch Kreuzung der gekennzeichneten Bildungsweisen können neue Laute entstehen, die man daher wohl auch Mischlaute nennt. Die *e*-Stellung der Lippen und *a*-Stellung von Zunge und Kiefer (annähernd) ergibt den *ä*-Laut; *o*-Stellung der Lippen und *ä*-Stellung der Zunge je nach ihrer Art geschlossenes oder offenes *ö*; *u*-Stellung der Lippen und *e*-Stellung der Zunge *ü*.

Bei der Bildung dieser Stimmlaute ist der Nasenraum durch das Zäpfchen abgeschlossen. Läßt man durch Senkung des Zäpfchens auch den Nasenraum als Schallhöhle mitwirken, so werden die Laute genäselt. Für die hochdeutsche Schriftsprache kommt diese Art fast nicht in Betracht.

Bei den bisher betrachteten Lauten ist die Öffnung des Ansatzrohres so weit, daß der Luftstrom sich nicht merkbar reibt. Die Öffnung kann aber auch verengt oder zeitweilig ganz geschlossen werden, so daß sich der Luftstrom an den Grenzen des Rohres reibt. Dann entstehen Hemmungslaute. Reibt sich die Luft zwischen den Lippen, ohne daß die Stimme ertönt, so hören wir das *f*. Die Enge kann aber auch von den obern Schneidezähnen und der Unterlippe gebildet sein; das ist sogar die gewöhnlichere Art. Verbinden wir mit beiden Stellungen den Stimmton, so erhalten wir das *w*, das also entweder beidlippig oder zahnlippig ist.

Von den vielerlei Möglichkeiten der Engenbildung in dem Mundraum hinter den Lippen kommen für unser Hochdeutsch nur zwei Gruppen in Betracht. In der Zahnenge bilden sich ohne Stimmton der s-Laut (das, heiß) und der sch-Laut (Schule), mit Stimme das summende s (so, Rose in norddeutscher Aussprache) und der nur in Fremdwörtern vorkommende, dem französischen g in nage, rage entsprechende Laut.

Die Gaumenenge kann am harten oder weichen Gaumen gebildet werden. An ersterm entsteht stimmlos ch. Die Zunge liegt dabei ähnlich wie bei *i* und *e*; daher tritt dieser Laut auch nach *i* und *e* auf, z. B. in ich, Licht, recht, Bäche. Am weichen Gaumen entsteht ein Laut, den wir ebenfalls ch schreiben, und der stets nach Hintergaumenlauten *a*, *o*, *u* auftritt: Bach, Loch, Buch. Tritt zu dem hartgaumigen ch die Stimme, so entsteht das *j* in ja, jung. Die stimmhafte Bildung des Hintergaumenreibers ist in der Schriftsprache selten.

Wo wir Engen bilden, können wir auch einen Verschluß herstellen. Indem wir den Luftstrom gegen die Verschlußstelle pressen

und den Verschluß plötzlich lösen, entsteht ein Laut von Augenblicksdauer, der auch wie ein Reibelaut stimmlos oder stimmhaft sein kann. An den Lippen wird so *p* und *b* gebildet, an den Zähnen *t* und *d*. Den stimmlosen Verschlußlaut des Vordergaumens sprechen wir in Kind, kennen, Köln, kühn, den des Hintergaumens in Kahn, Kohle, Kuh. Die stimmhaften Entsprechungen werden in gib, Geld, Gülden und in Gabel, Gold, Gulden gehört. Bei der Bildung der stimmlosen Verschlußlaute kann die Straffheit des Verschlusses den Lauten mancherlei Besonderung verleihen. So kann der Verschluß sehr lässig gebildet werden; dann entstehen schwache stimmlose Laute, wie sie in Süd- und Mitteldeutschland an Stelle der norddeutschen stimmhaften *b*, *d*, *g* in baden, da, Garten treten. Oder die verschließenden Muskeln sind straff gespannt, auch der Luftstrom stärker, dann entsteht eine stärkere Abart, die besonders in Sachsen und Thüringen üblich ist. Schließlich aber ist noch eine weitere Art möglich, indem der feste Verschluß durch einen starken Luftstrom so heftig gelöst wird, daß ein besondres Hauchgeräusch dem Verschlußlaut anhängt. Diese Art ist im guten Hochdeutsch im Anlaut üblich.

Außer den bisher betrachteten Lauten gibt es noch einige, die in gewisser Weise Übergänge von einer Gruppe zur andern bilden. So ist der Hauchlaut *h* zwar ein Öffnungslaut wie *a*, *o* usw.; dabei sind aber die Stimmbänder doch so weit genähert, daß ein Reibungsgeräusch an ihnen entsteht, so daß man *h* wohl als Kehlkopfreiber bezeichnen darf. Er wird mit der Mundstellung des jeweils behauchten reinen Stimmlautes gesprochen.

Als Übergänge zwischen Klängen und Geräuschlauten sind die Nasenlaute, die r- und l-Laute anzusehen. Werden die Lippen verschlossen und wird der Luftstrom durch die Nase geführt, so entsteht bei tönender Stimme der *m*-Laut. Wird der Mundverschluß durch Vorderzunge und Zahndamm hergestellt, so entsteht der *n*-Laut, der je nachdem, ob Zungenspitze oder Zungenrücken gegen obere Schneidezähne, Zahndamm oder vordern

Hartgaumen gedrückt wird, wieder verschieden gefärbt sein kann. Endlich kann der Verschluß noch weiter hinten hergestellt werden, entweder zwischen dem mittlern Zungenrücken und dem mittlern Hartgaumen oder zwischen der Hinterzunge und dem vordern Weichgaumen. Dann entstehen die ng-Laute, deren vordere Art in singe, länger, und deren hintere in Angel, Junge gesprochen wird.

Wenn an gewissen Mundstellen schnell hintereinander Enge und Verschluß hergestellt wird, so entstehen Laute, die wir mit *r* bezeichnen und die sowohl stimmhaft als stimmlos sein können. Zwischen den Lippen wird dieser Laut oft von den Kutschern erzeugt; für die deutsche Sprache kommt aber diese Bildung nicht in Betracht. In ungefähr drei Fünftel des Sprachgebietes wird der r-Laut dadurch erzeugt, daß die Zungenspitze in schnellem Wechsel gegen den obern Zahnrücken oder gegen den Zahndamm schlägt. Die Zahl der Schläge ist sehr verschieden; sie schwankt zwischen eins und vierzig. Weiter kann auch Enge und Verschluß am Zäpfchen hergestellt werden. Dann entsteht das Zäpfchen-R, das scheinbar im Vordringen ist. Bei nur einem Schlage spricht man von ungerolltem, bei mehreren Schlägen von gerolltem r.

Enge und Verschluß kann auch gleichzeitig hergestellt werden, indem die Zungenspitze vorn am Zahndamm oder an den Oberzähnen abschließt, zwischen den Zungenseiten und den obern Backzähnen dagegen eine Enge gebildet wird, durch die die Luft hindurchströmen kann. So entstehen die l-Laute, die auch stimmhaft oder stimmlos sein können. Eine Sonderung kann auch dadurch eintreten, daß die Enge entweder an beiden Zungenseiten, oder rechts, oder links gebildet wird.

Lautverbindungen. Neben diesen einfachen Lauten bilden wir eine Reihe von festen Lautverbindungen, die aus zwei oder mehr Lauten bestehen können. Doch kommen für die hochdeutsche Sprache nur die zweifachen in Betracht. Beginnen wir mit *a* und gleiten zu einem schwächern *i* oder *e* hin, so erhalten wir *ai* (ei); gleiten wir dagegen zum *u* oder *o* hin, so ergibt sich *au*. Sprechen

wir zuerſt *o*, um dann zu einem ſchwächern, hellern Laut, etwa *i* oder *e* oder *ö* überzugehen, ſo erhalten wir den Zwielaut, den wir mit eu oder äu wiedergeben. Bei dieſen drei Arten iſt ſtets der erſte Laut ſchallkräftiger als der zweite. In den Mundarten gibts übrigens noch andre Zwielaute.

Zu dieſen Stimmlauten treten noch einige ſtehende Verbindungen von Geräuſchlauten. So werden an derſelben Mundſtelle erzeugte ſtimmloſe Verſchluß- und Reibelaute verbunden, alſo an den Lippen p + f zu *pf*, an den Zähnen t + s zu *ts* (z), in der hochalemanniſchen Mundart auch die Gaumenlaute k und ch zu kch. Dieſe angeriebenen Verſchlußlaute ſind geſchichtlich aus den ſtimmloſen Verſchlußlauten p, t, k hervorgegangen.

Wir ſtellen nun die Laute überſichtlich zuſammen.

A. Dauerlaute.

1. reine Stimmlaute:
   i e a o u
   ə
2. Miſchlaute *ä ö ü*
3. Zwielaute *ai au oi*
4. Naſenlaute *m n ŋ*
5. *r*-Laute, Zungenſpitzen- und Zäpfchen-*r*.
6. *l*-Laute, an beiden Zungenſäumen oder nur einem gebildet.
7. Reibelaute:
   an den Lippen ſtimmhaft *w*, ſtimmlos *f*,
   an den Zähnen „ *ſ*, „ *s*,
   „ *ǯ*, „ *š*,
   am Vordergaumen „ *j*, „ *ç*,
   am Hintergaumen „ (*g*), „ *x*.
8. angeriebene Verſchlußlaute:
   an den Lippen *pf*,
   an den Zähnen *ts*,

B. Augenblickslaute.

1. Verschlußlaute:

an den Lippen stimmhaft *b*, stimmlos *p*,
an den Zähnen „ *d*, „ *t*,
am Vorder- und Hintergaumen „ *g*, „ *k*,

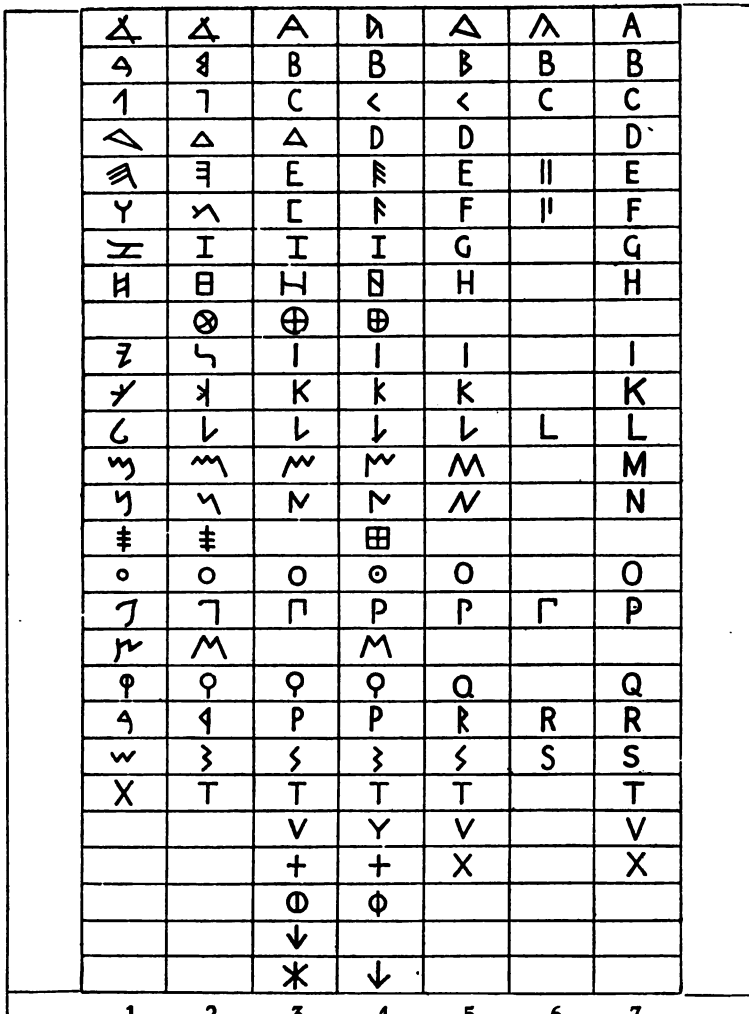
2. Hauchlaut *h*.

Schallstärke. Die Laute dringen mit verschiedner Stärke an unser Ohr. Der eine ist schallkräftiger als der andre. So werden wir z. B. den Namen Otto weiter rufen können als vielleicht Ilse. Nach der Schallstärke geordnet ergibt sich ungefähr folgende Reihe: *a e o ö i u ü r l m n ŋ w j (g) s š f c b d g p t k* (nach Sütterlin). In der Verbindung mehrerer Laute zu einem Worte wechseln also schallstarke und schallschwache Laute miteinander ab. Darauf beruht der Silbenbau der Wörter. Eine Silbe besteht aus einem Schallkern, an den sich meist noch schallschwache Laute, die Schallbegleiter, anlehnen. So hat das Wort „Silbe" zwei Schallkerne *i* und *ə*, in der Mitte stoßen zwei Schallbegleiter zusammen, außerdem beginnt das Wort mit einem Schallbegleiter. Das Wort ist danach aus den beiden Silben „Sil" „be" zusammengesetzt.

Druckgrenze. Man kann auch durch künstliche Abschwächung des Luftstroms in ein und denselben Laut einen Einschnitt machen, ohne dabei den Luftstrom zu teilen. Wenn man z. B. das Wort kommen langsam spricht, wird man merken, daß man zwar nicht zwei voneinander getrennte m erzeugt, wohl aber sozusagen ein langes m, in dessen Mitte der Luftstrom schwächer wird, um danach noch einmal anzuschwellen. In dem m sind zwei Druckstellen, am Anfang und am Ende, dazwischen liegt die Druckgrenze. Die Druckgrenze hat nichts mit der Natur der Laute zu tun, sondern ist künstlich. Man kann sie auch auf die natürliche Schallgrenze legen. Schallstärke und Druckgrenze kommen hauptsächlich für die schriftliche Silbentrennung in Betracht.

B. Die Schriftzeichen.

Die Laute sind Schallwellen, die flüchtig wie die Luft, die sie trägt, dahinfließen und ohne Dauer vergehen. Auch ihr räumlicher Bereich ist beschränkt, findet seine Grenzen in der Kraft der Stimme, die sie erzeugt. Die Laute über Zeit und Raum zu tragen, sie für Jahrtausende bewahren und über Länder und Meere senden zu können, hat grübelnder Menschengeist sichtbare Zeichen, die Schrift, erfunden. Es bedarf natürlich keiner besondern Hervorhebung, daß die Schrift nicht vollständig fertig dem Kopfe eines Weisen entsprungen ist; sie hat sich aus winzigen, rohen Anfängen auf mühsamer Bahn entwickelt wie jedes andre Kulturgut. Ihren fernsten Ursprung können wir nur ahnen. Denn die Bilderschrift des alten Kulturvolkes, auf die unsre Buchstabenschrift zurückgeht, ist schon das Erzeugnis einer längern Entwicklung. Den gewaltigen Schritt zur Buchstabenschrift, d. h. zur Darstellung jedes Lautes durch ein besondres Zeichen, finden wir zuerst bei den alten Phöniziern. Ums Jahr 1000 v. Chr. haben sie das Alphabet von 22 Buchstaben ausgebildet, das wir in Abb. 1 in Spalte 1 sehen. Ob die ägyptische oder assyrische Schrift die Quelle der phönizischen ist, ist noch eine Streitfrage. Von den Phöniziern übernahmen die Griechen die Zeichen und vermehrten sie nach den Erfordernissen ihrer Sprache um fünf. Über die griechischen Kolonien kam das Alphabet dann nach Italien, wo es zur Darstellung der lateinischen Sprache dienen mußte. Dabei wurden einige Zeichen ausgeschieden, z. B. Z, das erst zur Zeit Ciceros mit griechischen Fremdwörtern wieder aufgenommen wurde. Derselbe Anlaß führte zur Aufnahme des Y. Das K wurde im Lateinischen nur in einigen wenigen Wörtern gebraucht, seine Stelle vertrat überall C, das anfangs auch den g-Laut bezeichnen mußte. Erst um 230 v. Chr. wurde für den stimmhaften Gaumenverschlußlaut durch Anfügung eines Striches an das C das Zeichen G



1	2	3	4	5	6	7
		A		A	A	A
		B	B	B	B	B
		C	<	<	C	C
		D	D	D		D
		E	E	E	E	E
		F	F	F	F	F
		I	I	G		G
		H	H	H		H
		⊕	⊕			
		I	I	I		I
		K	K	K		K
		L	L	L	L	L
		M	M	M		M
		N	N	N		N
			⊞			
		O	⊙	O		O
		Π	P	P	Γ	P
			M			
		Q	Q	Q		Q
		P	P	R	R	R
		S	S	S	S	S
		T	T	T		T
		V	Y	V		V
		+	+	X		X
		Φ	Φ			
		↓				
		✳	↓			

Abb. 1. 1—6 aus Gardthausen, Ursprung und Entwicklung der griech.-lat. Schrift, Germ.-Rom. Monatshefte I, 274 f. 1. Phönizisch. 2. Altgriechisch. 3. Westgriechisch. 4. Protothyrrhenisch. 5. 6. Latein (jüngere Inschriften). 7. Römische Steinschrift.

hergestellt. Das Zeichen S stand für den stimmlosen Reiber; die Laute *u* und *w* wurden durch V bezeichnet. Die Römer kannten nur Großbuchstaben, die in der einfachsten Grundform der Kapitalschrift besonders zweckmäßig für Inschriften in Stein waren.

Dieses lateinische Alphabet lernten bei ihrer Berührung mit den Römern auch unsre Vorfahren kennen und seit den ersten nachchristlichen Jahrhunderten zum sichtbaren Ausdruck ihrer Sprache gebrauchen. Vielleicht hat auch die griechische Schrift mit Pate dabei gestanden. Wahrscheinlich waren es die Goten, in deren Mitte die neuen Schriftzeichen zuerst ums Jahr 200 auf allerhand Geräte, vor allem aus Metall, geritzt wurden. Ritzen, germ. writjan, hieß die neue Kunst; write sagen die Engländer noch heute für schreiben[1]). Bei der Anwendung auf Holz, die naturgemäß häufiger war, erlitten dann die römischen, aus graden und runden Linien gebildeten Zeichen eine materialgemäße Umwandlung: es entstanden jene Buchstabenformen, die uns unter dem Namen Runen bekannt sind, und die vor allen Dingen dem Zauber dienten[2]).

Sie wurden meist auf buchene Stäbchen geritzt, woran noch der Ausdruck Buchstabe erinnert. Um Spaltung des Holzes zu vermeiden, schnitt man nur quer oder schräg zur Holzfaser. Die folgende Abbildung zeigt das ältere Runenalphabet, den Futhark (nach den ersten 6 Zeichen) von Vadstena.

An diesen Zeichen erkennen wir deutlich die Holztechnik. Alle Wagerechten und Bogen sind vermieden. Man sehe z. B. f, u, a, r, b. Als Vorbild des e hat wahrscheinlich eine lateinische Nebenform, die aus zwei Senkrechten bestand, gedient[3]). Die Metalltechnik machte daraus ein hufeisenförmiges Zeichen ᛖ, dessen Verbindungsteil in der Holztechnik geknickt wurde. Daher

[1]) Vgl. meine „Wortgeschichten". Leipzig 1913. R. Voigtländers Verlag. S. 100.

[2]) Dazu hatten schon früher andere Zeichen gedient, die wir nicht kennen. Tacitus Germ. 10.

[3]) Vgl. Abb. 1, 6.

mußte wiederum auch das m seine Form verändern. Das Zeichen für k weist deutlich auf lat. C, das sogar in frühlateinischen Inschriften ebenso geknickt erscheint. Das germanische Lautsystem

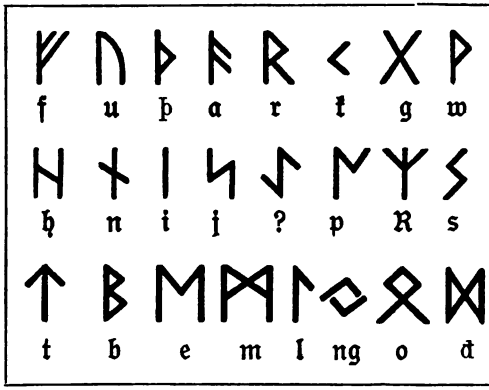


Abb. 2. Älteres Runenalphabet. Nach Kahles altisländischem Elementarbuch.

verlangte die Schaffung neuer Zeichen in ᚦ und ᛜ. Die n-Form ist vielleicht zur Unterscheidung von ᚺ = h auf ᚾ vereinfacht worden.

Ein andrer Versuch, zur germanischen Sprache eine Schrift zu schaffen, stammt von dem berühmten Gotenbischof Wulfila, der, in griechischer Weisheit unterwiesen, auf der Grundlage der griechischen Schrift und unter Zuhilfenahme lateinischer und runischer Zeichen ein gotisches Alphabet aufstellte, mit dem seine Bibelübersetzung geschrieben wurde. Hier hat zum ersten Male germanische Sprache eine Umsetzung in die Schrift in größerem Maße erfahren (Abb. 3).

Beide aber, Runenschrift und gotische Zeichen, haben kein dauerndes Leben gehabt. Das liegt wohl weniger an der Starrheit der Formen, wie man gesagt hat — die hatten ja auch Buchstaben der lateinischen Steinschrift —, sondern daran, daß kein völkisches Schrifttum aufkam, das die vorhandenen Zeichen in seinen Dienst stellte. Für das zweite Alphabet kommt dazu der Untergang seines Trägers, des Gotenvolkes.

Die neue gewaltige Bewegung, die mit der Verkündigung eines neuen Glaubens einsetzte, kam wieder von Rom. Mit der lateinischen Bibel in der Hand, in lateinischer Sprache und Schrift

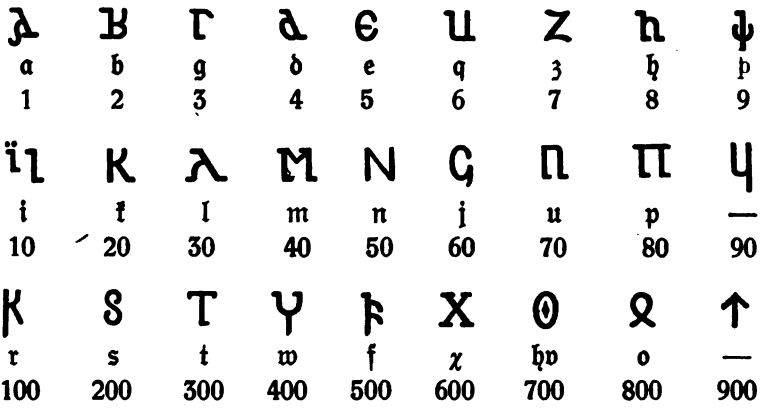


Abb. 3. Die gotischen Schriftzeichen mit ihren Laut- und Zahlenwerten. Nach Braunes gotischer Grammatik.

geschult, drangen Mönche und Priester in das Land unsrer Väter. Sie waren die Schreibkundigen und für Jahrhunderte die einzigen Schreiber in Kirche und Öffentlichkeit. Was Wunder, wenn das lateinische Alphabet zum zweiten Male in Germanien einwanderte und — soweit überhaupt in germanischer Sprache geschrieben wurde — zur Wiedergabe auch unsrer heimischen Laute diente. Zunächst ganz unabhängig von der Sprache, die sie sichtbar machten, erlitten die lateinischen Buchstaben im Laufe der Zeit mancherlei Veränderungen, deren wir noch kurz gedenken wollen. Ihre Ursachen liegen in den Schreibmitteln — ob Wachs, Papyrus, Pergament, Papier, ob Farbe oder Tinte, ob Griffel, Pinsel, Rohrfeder, Gänse- oder Stahlfeder —, dann in der allgemeinen Stilentwicklung, und schließlich in der vermehrten Schreibtätigkeit, die auf flüchtigere Formen führte. In großen Linien führt die Entwicklung von dem Großbuchstaben, der Majuskel, zum

Kleinbuchstaben, zur Minuskel, oder in andrer Beziehung von der glattlinigen Form der Altschrift zu den geknickten Linien der Bruchschrift.

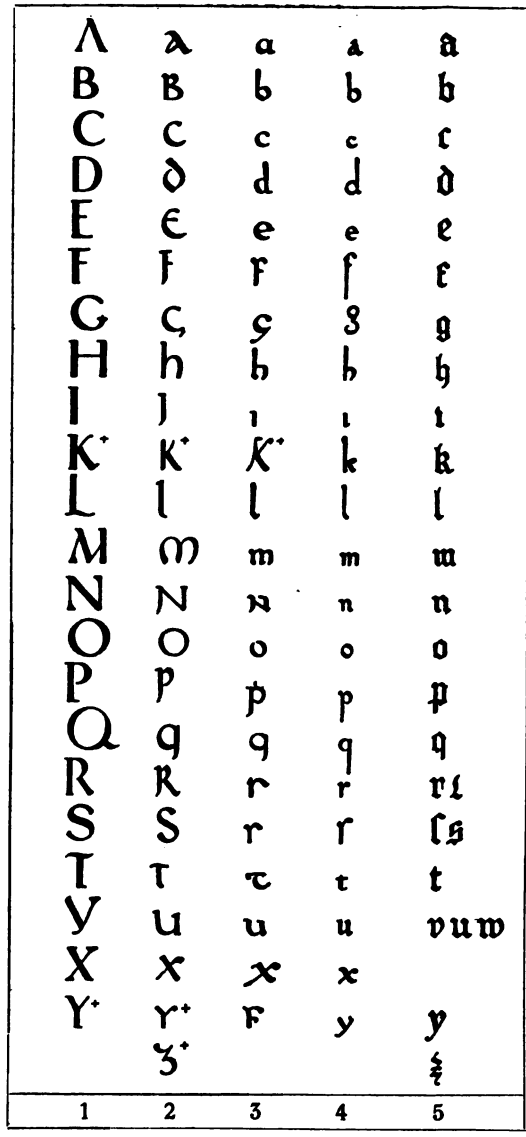
Unter genauer Anlehnung an die gemeißelten Formen der römischen Steinschrift schrieb man in Handschriften zunächst die Kapitalbuchstaben (Abb. 4, Spalte 1), aus denen sich die Unzialformen des 3.—4. Jahrhunderts entwickelten. Am a, d, h, m, p, u sehen wir deutlich die Bewegung der Entwicklung zum Kleinbuchstaben. Daneben hatten sich für schnelle Notizen usw. schon geläufige Formen ausgebildet, die Kursive, die die weitere Entwicklung mit beeinflußten.

Aus Unziale und Kursive entstand im 5.—6. Jahrhundert die Halbunziale, von Wattenbach auch vorkarolingische Minuskel genannt. Daraus ging dann die reine Minuskel hervor, wie sie in den Schriften der Schulen von Rom, Montecassino, Metz, Fulda usw. und besonders in der diese alle verdrängenden karolingischen Minuskel vorliegt.

Am Ende des 12. Jahrhunderts beginnt die Rundung in gebrochne Form überzugehen. So entsteht die eckige gotische Schrift, auf der unsre heutige deutsche Druckschrift in ihren vielen Formen beruht. Zu beachten ist, daß diese gotischen Formen damals die allgemeine Buchschrift waren, also auch die der romanischen Sprachen.

Die Verbreitung der Schreibkunst unter Einfluß des aufblühenden Handels, Einrichtung städtischer Schreibschulen, Erfindung des Lumpenpapiers haben dann im 14.—15. Jh. zu Geläufigkeitsformen geführt, die der Ausgang unsrer deutschen Schreibschrift wurden. Die Trennung wurde dadurch befestigt, daß durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, für die schließlich Dürer den richtigen Formenausdruck fand, die Buchschrift von der schreibenden Hand unabhängig gemacht wurde.

Die Renaissance brachte endlich von neuem die runden Formen der ältern Buchschrift auf den Plan, die in der Folge die Schrift



1	2	3	4	5

Abb. 4.
1. Kapitalſchrift, 2.—4. Jahrh. Alphabet zuſammengeſtellt aus Cod. lat. Berol., 416.

2. Unzialſchrift, 5. Jahrh. Aus Cod. Paris. lat. 5730.

3. Halbunzialſchrift, 8. Jahrh. Aus Cod. Berol., Ms. theol. lat., 354.

4. Karolingiſche Minuskel. Aus einer St. Gallener Urkunde von 843.

5. Gotiſche Minuskel. Gegen 1400. Aus Vogt und Koch, Geſchichte der deutſchen Literatur.

+ nach Müllers Handbuch der klaſſiſchen Altertumswiſſenſchaft, Bd. 1.

der Romanen und außerdeutschen Germanen wurde und bei uns neben der deutschen als Lateinschrift herläuft.

Jeder weiß, daß wir heute vor einer ähnlichen Bewegung stehen, die in dem Schlagwort „Antiqua oder Fraktur" ihren kurzen Ausdruck gefunden hat. Vor vier Jahrhunderten führte eine altertümelnde Richtung dahin, heute ist es eine vermeintlich fortschrittliche, die unter der Fahne des Allerwelttums, des Verkehrs, der Wissenschaft, Preisgabe der Bruchschrift verlangt.

Lateinische oder deutsche Schrift.

Seit einigen Jahrzehnten geht der Streit, ob Alt- oder Bruchschrift. Besonders durch die Eingabe der Freunde der Lateinschrift an den Reichstag ist er wieder zu hellen Flammen angefacht. In beiden Lagern scheint mir durch den Kampfeseifer manche Schiefheit in Begründung und Beurteilung der Standpunkte eingedrungen zu sein. Die Weltbedeutung der lateinischen Schrift z. B., auf die ihre Freunde hinweisen, kann doch fast nicht in Frage kommen. Denn Träger der Gedanken sind doch schließlich die Worte und nicht die Zeichen. Hat sich aber ein Franzose, ein Engländer usw. jahrelang abgemüht, unsre Sprache zu lernen, so wird er wohl auch ein paar Tage an die Erlernung unsrer Schreibschrift wenden können; die deutsche Druckschrift liest er ohne besondre Übung. Wir aber lernen die Zeichen der andern Weltsprachen, die lateinischen Buchstaben, auch ohne fremdsprachlichen Unterricht. Darin liegt allerdings eine kleine Belastung, die aber stark überschätzt wird, und die durch eine dem schriftorganischen Aufbau besser entsprechende Anordnung im Schulunterrichte noch verringert werden könnte.

Im andern Lager halte ich den Einwurf, daß die deutsche Schrift den deutschen Sprachgeist wiedergebe, für ebenso übertrieben. Man kann wohl von einer Bilderschrift behaupten, daß sich in ihr die Sprache oder, noch besser, die ganze Anschauungsweise widerspiegelt; niemals aber ist zwischen Buchstabenschrift

und Sprache die Verbindung so innerlich. Da die menschlichen Sprachlaute im wesentlichen überall dieselben sind, kann die eine Buchstabenschrift so gut eine Sprache wiedergeben wie die andre. Es kann sich lediglich um einige völlig andre Laute handeln, die eine Sprache von der andern unterscheidet; für die sind unschwer neue Zeichen zu bilden. Für uns liegen doch aber die Verhältnisse gar nicht so weit. Sondern unsre Sprache hat ja von Haus aus die Lateinschrift als Mittel gebraucht, und die Entwicklung der neuen Bruchschrift hat nicht den Geist unsrer Sprache zur Quelle, sondern hat ihre Wurzeln in viel weitern Beziehungen. Besonders ist sie doch auch mit der gesamten Stilentwicklung zu verknüpfen. Halte ich demnach dafür, daß es der Sprache ganz gleichgültig ist, ob Alt- oder Bruchschrift, so möchte ich gleichwohl die letztere aus geschmacklichen Gründen nicht missen. Besonders die deutsche Druckschrift bietet so viel Reize in Linienführung und Gesamtbild, daß uns mit ihrer Aufgabe ein wertvolles Gestaltungsmittel verloren ginge. Dazu kommt, daß ja auch die ärztliche Wissenschaft sich neuerdings für die Bruchschrift erklärt.

C. Laut und Zeichen.

Unsre Sprache ist uns angestammt, die Schrift dazu haben wir fertig von einem Volke andrer Zunge übernommen — das ist das Ergebnis der vorhergehenden Erörterungen. Nun ist aber die Übernahme einer fertigen Buchstabenschrift durch ein Volk mit andrer Sprache ein heikles Ding. Die Buchstaben sollen doch die sichtbaren Zeichen der gesprochenen Laute sein. Nun stimmen aber zwei verschiedene Sprachen wohl nie in ihrem Lautstande ganz genau überein. Nehmen wir an, die heutige französische Sprache hätte für jeden ihrer Laute ein Zeichen und wir sollten die zur Darstellung unsrer Sprache übernehmen, so würden sich bald Schwierigkeiten ergeben. So wüßten wir nichts mit dem Zeichen für französisch j (joli, je) anzufangen, weil wir ja den

Laut nicht haben, und umgekehrt fehlten uns Zeichen für unsre Laute ch (ich, ach), die wieder der Franzose nicht kennt. Das Wort Sprache könnten wir mit französischen Buchstabenwerten also nicht schreiben. Ähnlich lagen die Verhältnisse jedesmal, wenn die Schrift von einem andern Volke übernommen wurde. Die Griechen schon mußten zu dem phönizischen Alphabet, das z. B. keine Vokalzeichen hatte, neue Zeichen erfinden, die Römer wieder am griechischen Änderungen vornehmen, das Runenalphabet z. B. mußte um die Zeichen für þ und ŋ vermehrt werden. So konnte auch die germanische Sprache nicht ohne weiteres durch die lateinische Schrift dargestellt werden, sondern diese mußte sich Änderungen, jene aber manchen Zwang gefallen lassen. Für unsre Zwecke kommt hauptsächlich das Althochdeutsche in Betracht, das sich durch die 2. Lautverschiebung seit dem 5.—6. Jh. aus dem Gemeingermanischen ausgeschieden hatte. Die ahd. Sprache hatte gegenüber dem Lateinischen eine Reihe von Zwielauten, ai, au, iu, io, ia, uo, die mit den lat. Lautzeichen nur annähernd wiederzugeben waren. Dazu hatte das ältere Ahd. auch noch den stimmhaften und stimmlosen Zahndammreiber, die man durch die Buchstabenverbindung dh und th zu schreiben versuchte, so wie man beide heute noch im Englischen mit th wiedergibt. Das lateinische h mußte den deutschen stimmlosen Hintergaumenreiber bezeichnen, i den stimmhaften Vordergaumenreiber j, den man auch wohl vor e oder i mit g wiedergab. Im Lateinischen bezeichnete V den w- und u-Laut. Im Deutschen verschob sich das etwas: v bezeichnete f oder u, während der stimmhafte Lippenreiber durch ein doppeltes v oder u, vv oder uu, wiedergegeben wurde. Daher kommt für die Lautverbindung kw, für die im Lateinischen und Gotischen das einfache Zeichen Q stand, die Buchstabenverbindung Qu auf.

In dieser Weise suchten sich Sprache und Schrift einander anzupassen. Nicht mit einem Schlage ist das gelungen, und die folgenden Jahrhunderte haben noch manche Veränderung gebracht.

So wird seit Ende des 15. Jh. das i, das für den Gaumenreiber stand, nach unten verlängert, wodurch unser j entstand. Das i selbst wurde seit dem 11. Jh. durch einen Strich (i) von nebenstehendem i oder u unterschieden. Daraus ging im 14. Jh. der i-Punkt hervor. Für den Wortschluß bildete sich seit dem 10. Jh. aus dem Unzial-s das Schluß-s. Usw.

Es kommt dazu, daß die Sprache selbst sich weiterentwickelt, daß ihre Laute sich allmählich verändern, während die Schrift als das Sichtbare und aus der Vergangenheit Bewahrte viel fester steht. So sind der Schwierigkeiten, Laut und Zeichen in Übereinstimmung zu bringen, viele; immer aber muß es das Ziel sein, denn Schreibbarkeit und Lesbarkeit sind um so leichter und genauer, je genauer sich Laut und Zeichen entsprechen.

In welchem Grade findet nun heute die Entsprechung zwischen den Bestandteilen der Sprache und der Schrift statt? Mit der

Laut	Buchstabe	Laut	Buchstabe
a	a	*ſ*	ſ
o	o	*w*	w v u
u	u	*f*	f v ph
i	i	*ſ*	ſ [ſ s]
e	e	*s*	s ß ſ [s ſ ß]
ə	e	*š*	ſch ſ
ä	ä e	*j*	j
ö	ö	*c*	ch
ü	ü	*x*	ch
ai	ai ei	*b*	b
au	au	*p*	p
oi	äu eu	*d*	d
m	m	*t*	t dt th
n	n	*g*	g
ŋ	ng n	*k*	k c ch g q
r	r	*h*	h

Beantwortung dieſer Frage kommen wir in das Gebiet der Rechtſchreibung, deren Namen man aber nicht ganz wörtlich nehmen darf, denn ſonſt wäre die vorliegende Unterſuchung überflüſſig. Wir ſtellen auf S. 20 den Lauten unſrer hochdeutſchen Sprache die Schriftzeichen gegenüber, ſehen dabei aber noch von der Dauer und Weite der Stimmlaute ab, weil darüber eine beſondre Sitte handeln ſoll.

Dazu kommen noch die Lautverbindungen mit ihren Schriftzeichen

pf	**pf**
ts	**ts z tz c t**
ks	**ks x cks chs gs**

und einige fremdſprachliche Laute, die an andrer Stelle angeführt werden ſollen.

Aus der Gegenüberſtellung ergibt ſich, daß mehrere Laute kein beſondres Zeichen haben. Der dumpfe *ə*-Laut wird wie das geſchloſſene e geſchrieben; die beiden ſtimmloſen Gaumenreiber *c* und *x* müſſen ſich mit einem Zeichen behelfen, das noch dazu aus zwein von andrer Bedeutung zuſammengeſetzt iſt; das ſtimmhafte und ſtimmloſe s haben in der Lateinſchrift dasſelbe Zeichen und werden nur in den Kleinbuchſtaben der deutſchen Schrift als ſ und s auseinandergehalten; der *š*-Laut hat ein Zeichen, das aus dreien von andrer Bedeutung zuſammengeflickt iſt.

Dieſem Mangel gegenüber ſind andre Laute wieder mit mehr als einem Zeichen bedacht. So kann der Zwielaut *ai* durch **ai** und **ei**, der Laut *oi* durch **äu** und **eu** bezeichnet werden. Den Naſenlaut *ŋ* ſchreibt man bald **ng** (Engel), bald nur **n** (Enkel); für den Lippenreiber *w* gilt **w** (wo), **v** (Viſier) und **u** (Qual); für *f* ſteht **f**, **v**, **ph**, für *k* **k**, **c** (Cöln), **ch** (Chor), **g** (flugs) und **q** (quälen); den ſtl. Zahnreiber ſchreibt man lateiniſch s und ß, deutſch **s**, **ß** und **ſ** (Wurſt). Ebenſo reich ſind die Lautverbindungen *ts* (hats, Reiz, Sitz, Cypern, Station) und *ks* (Max, links, Kleckſ, ſechs, flugs) bedacht.

Einige einfache Laute können nur durch eine Verbindung mehrerer Buchstaben, deren jeder für sich einen besonderen Laut bezeichnet, dargestellt werden; so müssen die Zeichen **ng**, **ph**, **ß**, **sch**, **ch** die Laute *ŋ*, *f*, *s*, *š*, *c*, *x*, *k* in uns erwecken.

Andrerseits spart man wieder bei Lautverbindungen und stellt sie durch einfache Zeichen dar: *ts* durch **z** oder **c**, *ks* durch **x**.

Ähnlich gestaltet sich natürlich das Bild, wenn wir uns umgekehrt vom Buchstaben aus die Verhältnisse ansehen.

Buchstabe	Laut	Buchstabe	Laut
a	*a*	**t**	*t ts*
b	*b p*	**u**	*u w* *ü
c	*k ts* *s	**v**	*f w*
d	*d t*	**w**	*w*
e	*e ä ə*	**x**	*ks*
f	*f*	**y**	*i ü*
g	*g c k* *ğ	**z**	*ts* *ſ
h	*h*	**ai**	*ai* *ä
i	*i* *a	**ei**	*ai* *ä
j	*j*	**äu**	*oi*
k	*k*	**eu**	*oi* *ö
l	*l*	**au**	*au* *o
m	*m*	**ng**	*ŋ ŋk ng*
n	*n ŋ*	**ph**	*f p-h*
o	*o*	**ß**	*s*
p	*p*	**sch**	*š sc*
q	*k*	**th**	*t*
r	*r*	**ch**	*c x k* *š
ſ	*ſ s š*	**qu**	*kw*
s	*s*	**dt**	*t*

Die Übersicht zeigt uns, wie eine ganze Reihe von Schriftzeichen nicht eindeutig ist, sondern mehrere Laute bezeichnen muß. Das **b** wird nicht nur mit dem stimmhaften Lippenverschlußlaut gedeutet,

sondern hat im Silbenauslaut und vor s und t auch den stimmlosen wiederzugeben. Leib, lebst, lebt klingen *laip, lepst, lept*. C lautet *k* in Cöln, aber *ts* in Cypern; d in Wald, Bad, Gold wie *t*; e bald wie *e* (lebst), bald wie *ä* (Berg), bald wie *ə* (grabe). G lesen wir in gut als *g*, in Ding als *k*; n wird in Bank als *g*, t in Station als *ts*, u in Quelle als *w*, v bald wie *f*, bald wie *w* gelesen. Das s der Lateinschrift kann den stimmhaften oder stimmlosen Laut oder gar *š* bezeichnen: so, das, stehn.

Auch einige Buchstabenverbindungen sind mehrdeutig. Die Buchstabenfolge ng lesen wir in singen als *g*, in angenehm als *n-g*; ch ist in ich der stl. Vordergaumenreiber, in auch der stl. Hintergaumenreiber, in Dachs und Chor der harte Gaumenverschlußlaut, in charmant gar *š*.

Dieser Überblick hat uns gezeigt, wie wenig natürlich unsre Art, die Sprache in Schrift umzusetzen, oft ist. Auf der einen Seite größte Ärmlichkeit, Mangel an ganz notwendigen Schriftzeichen — auf der andern eine Überfülle, die für die Erlernung der sogenannten Rechtschreibung eine verschwenderische Kraftvergeudung bedeutet. Dabei haben wir noch nicht der weitern Belastung gedacht, die durch die Aufnahme von fremdsprachlichen Ausdrücken mit deren Buchstabenwerten entsteht[1]). Ich erwähne für g Loge, für i Toilette, für u Bureau, für z Zansibar, für ai Saison, für eu Friseur, für au Restaurant, für ch charmant, für c Alice.

Um Laut- und Buchstabensystem mehr in Einklang zu bringen, wäre also ein Teil Schriftzeichen zu streichen, ein andrer neu zu bilden. Das ideale Ziel muß sein: für jeden Laut nur ein Zeichen — jedes Zeichen nur für einen Laut, wobei wir uns natürlich bewußt sind, daß Ideale nie voll zu verwirklichen sind. Wenn wir im folgenden die Möglichkeit der größern Entsprechung weiter untersuchen, so müssen wir vorweg den Leser bitten, sich bewußt zu sein, daß die Neuartigkeit eines Wortbildes nicht sein Urteil

[1]) Vgl. die mit einem * bezeichneten Laute.

beeinflussen darf; denn das ist eine Sache der Gewöhnung; den Italiener schaut unser Photographie genau so seltsam an wie uns dessen Fotografia, und der Däne findet in der Schreibweise Kolera, Rabarber, Frisör, die der Aussprache entspricht, nichts Befremdendes, während ihm unser Cholera, Rhabarber, Friseur wohl mindestens einen verwunderten Blick abnötigen wird.

1. Jedem Laut ein eignes Zeichen.

Wir bilden am Gaumen zwei stimmlose Reibelaute, den einen am vordern, den andern am hintern. Keiner aber hat ein Schriftzeichen, das er als sein besondres Eigentum ansehen dürfte. Beide müssen sich mit ein und demselben behelfen und dürfen nicht einmal stolz sein, daß es ein Doppelzeichen ist; denn die zusammengesetzten Einzelzeichen werden wieder von andern Lauten als ihr Eigentum angesehen. Zwei Laute decken sich so mit einer Decke, die aus erborgten Stücken zusammengeflickt ist. Daß dieser Zustand sich geschichtlich erklären läßt, ist kein Trost. Der Arme spürt den Hunger nicht minder, wenn er weiß, daß schon seine Vorfahren gehungert haben.

Der stimmlose Gaumenreiber, der entweder schon im Germanischen bestand (wie in lachen, got. hlahjan, Nacht, got. nahts) oder im In- und Auslaut aus germ. k hervorgegangen ist (wachen, got. wakan, machen, got. *makôn), wurde, da man im lateinischen Alphabet kein eignes Zeichen für ihn fand, zunächst durch Doppel-h, im Auslaut auch durch einfaches h, wiedergegeben. Vom 9. Jh. ab ist dann zunächst für hh, später auch für h am Ende ch eingetreten, und da sich im Anlaut der germanische Reiber zum Hauchlaut verflüchtigte, nahm dieser das einfache h für sich in Anspruch. Die weitere Trennung des Gaumenreibers in den Vorder- und Hintergaumenreiber, die nicht in allen Mundarten geschah, blieb unbezeichnet. Wenn sich so auch die Sache geschichtlich erklärt und die mangelhafte Bezeichnung dadurch weniger fühlbar wird, daß sich die Aussprache des stimmlosen Gaumen-

reibers in vielen Gegenden von selbst nach dem benachbarten Stimmlaut regelt, so ist es doch immerhin ein Mangel unsrer Schrift, den zu beseitigen nicht schwer sein dürfte. Die wissenschaftliche Lautbezeichnung gibt heute schon jeden verschieden wieder. Sollten diese Bezeichnungen nicht genügend Beifall finden, so würden unsre Schriftkünstler wohl ohne große Mühe neue Zeichen finden können, die druck- und schreibbare Spielarten hätten. Vielleicht könnten von den überflüssigen Buchstaben hier zwei einen Platz finden, etwa *x* für den hinteren und *c* für den vordern Gaumenreiber. Wer diese Zeichen schon in wissenschaftlichen Schriften angewandt und gelesen hat, weiß, wie leicht man sich an sie gewöhnen kann. Statt leicht, richten, fechten, rechnen, feucht, ich schrieben wir *laicht, rictən, fectən, recnən, foicht, ic,* statt machen, hoch, suchen, auch stände *maxən, hox, suxən, aux.* Wie im Laut, so unterschieden wir dann auch in der Schrift *laxən* von *lecəln, koxən* von *köcin, fluxən* von *flücə, rauxən* von *roicərn* usw.

Ohne besonderes Zeichen muß ferner der Gaumennasenlaut herumlaufen. Entweder kleidet er sich in die Buchstabenverbindung ng (bange, Engel, Junge), oder er nimmt mit dem bloßen n vorlieb, das schon den Zahnnasenlaut bezeichnen muß (Bank, Enkel, Junker). Die Bezeichnung durch ng erklärt sich so, daß hier wie in nk bis in mhd. Zeit nach lat. Weise nur n den Laut bezeichnete, das durch den Gaumenverschlußlaut seine hintere Stellung erhielt, während g als Verschlußlaut lautete[1]). Von der Inlautstellung aus erfolgte dann die Angleichung des letztern an den Nasenlaut, so daß ng heute als einfacher Laut gilt, nk aber als doppelter. Auch dem Gaumennasenlaut einen besondern Buchstaben zu bescheren, dürfte nicht schwer sein. Es mag sich das schon von der Wissenschaft gebrauchte Zeichen leicht dafür

[1]) Im Gotischen diente ebenso g vor einem Gaumenverschlußlaut zur Bezeichnung des Gaumennasenlautes, manchmal auch gg; also drigkan 'trinken', laggs 'lang', tuggō 'Zunge', *siggqan 'sinken'.

einbürgern. Es ist wie ein n gebildet, dessen letzter Teil zur Unterlänge gestreckt ist. Dieses *ŋ* ist ebenso gefällig in lateinischen und deutschen Druckformen, wie es sich auch durch Ausbildung des letzten Teiles zur Schleife in der Schreibschrift gut anwenden läßt. Wir unterschieden dann angehn von *aŋəln*, ankommen von *aŋkər*, schrieben *daŋkən*, *deŋkən*, *siŋkən* und *baŋə*, *eŋə*, *siŋən*.

Der Zahnreibelaut wird nur in der deutschen Schrift in stimmhaften und stimmlosen auseinandergehalten, in der lateinischen dagegen meist nicht. Anfänglich gab es im Deutschen nur den stimmlosen Zahnreiber[1]), der sich im Silbenanlaut nun zu dem stimmhaften entwickelt hat. Zwar haben ihn nicht alle Mundarten; da ihn aber die gute Aussprache im Anlaut vor Stimmlauten fordert, so hat er auch das Recht auf eigne Bezeichnung. In der deutschen Schrift eignet ihm die lange Form, und es wäre angebracht, ihm auch in der lateinischen allgemein die lange Form zu geben. Also nicht singen, so, lose, sondern *siŋən*, *so*, *loſə*[2]).

Endlich bleibt noch ein Laut, der, obwohl er mit am zahlreichsten auftritt, es noch zu keinem eignen Zeichen gebracht hat. Das ist der dumpfe *ə*-Laut unbetonter Silben. Hervorgegangen aus den verschiednen, vollklingenden Stimmlauten, die zum Teil noch im Althochdeutschen in diesen Silben standen, läßt er sich heute durch e bezeichnen, das in seiner Stellung für einen geschlossenen (Tee, je) und einen offnen Laut (Pferd, Berg) schon zwei andern Herren dient. Ahd. essa ist nun Esse, scado Schade, êwa Ehe, hôhî Höhe, ginoman genommen. Wenn nun auch der Sprachkundige diesem unbetonten e ohne weiteres die dumpfe Lautung gibt, so könnte in Hinsicht auf die Pflege des Lautbewußtseins eine genauere Bezeichnung dieses Lautes nur nützlich sein, zumal sie ohne viele Umstände vor sich gehen kann. Man

[1]) Der germ. stimmhafte war im Ahd. inlautend zu r geworden und im Auslaut geschwunden.

[2]) Ruprechts Einwürfe (Kleid der Sprache, S. 15 f.) halte ich nicht für stichhaltig.

kehre das gewöhnliche e um, wie es in Umschriften schon gebräuchlich ist, und man hat einen leicht schreibbaren und auch in Lateindruck und Bruchschrift möglichen Buchstaben. Man könnte dann schreiben *essə*, *eßə*, *gənommən*, *lebən*, *betən* usw.

Es braucht niemand zu fürchten, daß diese Vorschläge eine größere Belastung unsrer Schrift bedeuten. Denn diesem notwendigen Zuwachs von Schriftzeichen steht ein größerer Abstrich von unnötigen gegenüber, indem wir fordern:

2. Jedem Laut nur ein Zeichen.

k — Wie wir gesehen haben, dienen zur Bezeichnung dieses Lautes fünf Zeichen. Das ist doch des Guten etwas reichlich. Ursprünglich diente dazu hauptsächlich das c, wie ja im Lateinischen nur ganz wenige Wörter mit k geschrieben wurden. Allmählich drängte sich das Zeichen k immer mehr vor und überwiegt heute gänzlich, so daß nur es ein Recht auf Bestand hat. Eigentümlich ist es, wie das doppelgesichtige c amtlich für Eigennamen mit Beschlag belegt ist. Warum müssen Köln, Kassel, Koblenz usw. mit C geschrieben werden? Zwar ist in Karl, Kurt, Publikum, Konfekt, Konfession, Direktor usw. das c beseitigt, und man hat damit gezeigt, daß das Streben nach durchgehender k-Schreibung berechtigt ist; aber dann wieder ist man zaghaft und gestattet Doppelschreibungen wie Kampagne (kampanjə) und Campagne, Karriere und Carriere, Konto und Conto, Kognak (konjak) und Cognac usw. Auch in ck könnte c besser k geschrieben werden; denn es ist wirklich nicht einzusehen, warum gerade für den einen Buchstaben eine Besonderheit bestehen soll. Wir schleppen in ck wieder ein Stück Vergangenheit mit. Im Mittelalter hatte sich die Gewohnheit herausgebildet, im Anlaut k, im Silbenauslaut c zu schreiben, also küen, kol gegen sac, lec. Trat an diese letzten Wörter eine Silbe mit anlautendem k, so schrieb man ganz regelmäßig im sacke, der kecke. Heute, da wir die Schreibweise c im Auslaut nicht mehr haben — Dank, welk, Mark —, ist auch ck

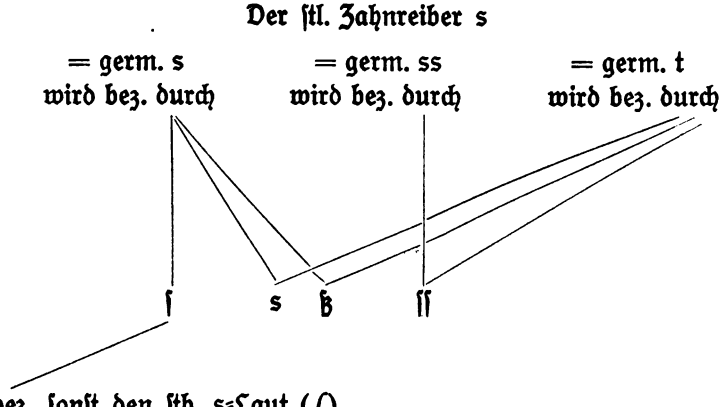
nicht mehr berechtigt, um so weniger, als man in der Silbentrennung doch k-k verlangt — Bäk-ker, lek-ken —, und da man für die Dopplung cc jetzt auch kk gestattet — Akkord, Akkusativ.

Selbstverständlich ist erst recht die Bezeichnung des k-Lautes durch ch, g und q, deren wir an andrer Stelle gedenken werden, überflüssig.

s — Dieselbe Überfülle von Bezeichnungen belastet den stimmlosen Zahnreiber. Wir schreiben ihn ſ, s, ß, ſſ; lesen ihn in das, daß, dessen, in Wurst und Wespe. Immer also derselbe Laut — jedesmal ein andres Zeichen. Warum? Vielleicht richtet sich seine Anwendung nach dem Bau der Wörter. Aber das ist gebaut wie Faß, Reis wie heiß. Auch die Stimmlautdauer ist nicht ausschlaggebend, wie Füße und Flüsse könnte glauben lassen; denn Gras, Faß, las, Spaß verraten nichts davon, und Schreibweisen wie grosse, reissen, Spässe, Strasse sind zwar nicht amtlich, aber doch häufig anzutreffen.

Vielleicht sollen wir uns an den verschiednen Schreibweisen die Herkunft des Lautes vergegenwärtigen. Sehen wir zu! Der durch s, lat. s, bezeichnete stimmlose Reiber ist meist der alte germanische s-Laut, der im Auslaut und vor Mitlauten unverändert geblieben ist. So in Haus, Maus, Hals, Gans. Zum Teil wird heute aber auch der s-Laut mit Schluß-s bezeichnet, der über den ahd. Reiber *z* auf germ. t zurückgeht. So in das (ndd. dat), was (wat), es (it), bis (bet), gutes (mhd. guotez) usw. Dieser selbe Laut ist es, der sonst auch durch ß und ſſ wiedergegeben wird: durch ß im Auslaut und nach langem Stimmlaut auch im Inlaut, durch ſſ im Inlaut nach kurzem Stimmlaut. So in iß (ndd. it), Schloß (slot), vergiß, Nuß, floß; in Fuß, Gruß, Ruß; in Füße, grüßen, rußig, gießen, genießen, fließen; in essen (got. itan), messen, wissen, lassen, Schlösser, Nüsse. Das ß gestattet sich einmal einen Seitensprung und steht für mhd. s in Vließ (mhd. vlies); der germanische s-Laut wird endlich auch vor t und p durch langes ſ wiedergegeben. Da schließlich das Doppel-s auch

dem germaniſchen verdoppelten s-Laut entſprechen kann, wie in küſſen, Eſſe, und der einfache alte s-Laut hier durch ß wiedergegeben wird, wie in Kuß, Roß, gewiß, auf die Entſprechung von ß und ſſ in -nis -niſſe (Bündnis — Bündniſſe) aber verzichtet wird, ſo haben wir ein buntes Bild der s-Lautbezeichnungen, das nicht nur Kinder verwirren kann. Die Wirrnis mag uns folgende Überſicht noch mehr veranſchaulichen:



bez. ſonſt den ſth. s-Laut (ſ).

Alſo auch mit der Bezeichnung der Herkunft im Schriftzeichen iſt es nichts.

Der Hauptübeltäter iſt das unglückſelige Zeichen ß, das ſelbſt nicht weiß, wie ſeine eigentliche Geſtalt iſt. Bald ſchleppt es in Erinnrung an alte Zeiten ein z mit ſich herum, das einſt den aus germ. t entwickelten ſtl. Reiber bezeichnete (ß), bald erſetzt es das durch ein s; hier iſt der erſte Teil ein langes ſ, dort eine niedrige Form; manchmal laufen die beiden Beſtandteile getrennt durch die Welt, dann wieder ſind ſie zu einem Zeichen verbunden. So können wir leſen **Füße, Füsze, Füsse, Füße, Fülse** oder in der Schreibſchrift *Füße, Füßze, Füſse, Füsse, Füße.* Und immer ſprechen wir nichts als den einfachen ſtimmloſen Zahn-

reiber. Man wird auch wohl nicht behaupten können, daß das Verständnis von dieser Art, den s-Laut zu schreiben, abhinge. Es ist nur eine Sache der Gewohnheit, ob ich die Vorstellung des Gehwerkzeugs durch das Schriftbild Fuß oder Fus hervorrufe. Schreiben wir also kurz: Fus, Füse, büsen, Buse, er büst sein Vergehen, Strase, das Mas. Für die deutsche Schreibschrift könnte man ganz gut das sogenannte Schluß-s nehmen. Folgerichtig wäre es nur, dann auch die Lautverbindung stl. Zahnreiber + stl. Zahnverschlußlaut im In- und Auslaut **st** zu schreiben, also **Wurst, bist,** in deutscher Schreibschrift also .

f. Der stimmlose Lippenreiber wurde in der ersten Zeit der germanischen Schreibbetätigung vielfach durch das lateinische v oder das daraus entstandne u bezeichnet, besonders im Inlaut. Im Anlaut dagegen stand meist f, auch in Wörtern, die wir jetzt mit v schreiben: Vater, ahd. fater, Volk — folk, Vogel — fogal, viel — got. filu. Erst in spätahd. Zeit drang das v auch mehr und mehr in den Anlaut. Eine feste Regel über den Gebrauch von f und v gab es nicht; die Schreiber verfuhren nach Belieben. Allerdings ist eine gewisse Vorliebe vorhanden, f vor u, uo, iu, l und r, v dagegen vor a, e, i und o zu gebrauchen. Diese Unterscheidung gilt bis heute. Vor u, ü, eu steht auch heute kein v. Lautlich ist kein Unterschied zwischen den durch f und den durch v bezeichneten Lauten vorhanden, auch nicht zwischen dem altgermanischen Lippenreiber und dem aus germanischem p im In- und Auslaut entstandnen f-Laut, der gegenüber dem erstern stets durch f wiedergegeben wurde.

Wenn aber kein lautlicher Unterschied besteht, ist auch der schriftliche eine unnötige Belastung. Die Entwicklung drängt zum f, das in nhd. Zeit sehr an Boden gewonnen hat. Ein mutiger Schritt könnte uns auch von den letzten v befreien. Hatten unsre Altvordern einen fater, so könnten auch wir wieder uns des Faters freuen; sangen in ihren Wäldern die fogala, so mögen

auch wir den Zögeln lauschen; trieben sie ihr fihu auf die Weide, so dürfen auch wir das Zieh (oder besser Zi) weiden. Die Schreibung f/v ist aber scheinbar so heilig, daß sie sogar Wörter einer Familie auseinanderreißen darf. So sind eines Stammes vor, vorn und für, Fürst, voll, völlig und füllen, Fülle.

Auch Wörter wie Veilchen, Vers, Vogt, brav, Malve, Nerv, Pulver, Sklave usw. brauchen nicht das v als Zeichen ihrer fremden Herkunft dauernd herumzuschleppen.

Als Zeichen für den einfachen f-Laut gebrauchen wir auch noch, freilich nur in Fremdwörtern, das ph, also ein Doppelzeichen. Es entspricht dem griechischen φ, dessen Lautwert auf den idg. behauchten Verschlußlaut bh (ph) zurückgeht. Welcher Grund aber kann dafür sprechen, es auch in deutschen Schriften zu gebrauchen, wo ihm lautlich unser f genau entspricht? Keiner. Die Behauchung ist längst nicht mehr vorhanden. Die Griechen selbst, aus deren Sprache unsre mit ph geschriebnen Fremdwörter stammen, hatten ein einfaches Zeichen, während wir das ph erst wieder den Römern verdanken. Auch die fremde Herkunft darf kein Grund sein. Denn entweder wir können die Wörter durch deutsche ersetzen, dann soll man sie überhaupt des Landes verweisen — oder sie sind uns unentbehrlich, dann sollen sie auch einen deutschen Rock anziehen. Kann man in Italien fisica schreiben und in Dänemark Fotografi, dann werden auch wir wohl Fisik und Filosofi und Triumf und Fantasi verstehen. Nur gegen einen Grund weiß ich nichts zu sagen. Es sieht hübsch gelehrt aus. Wer viele Wörter mit ph gebrauchen kann, der muß ein gescheiter Kerl sein.

w. Auch der stimmhafte Lippenreiber kann heute über mehrere Zeichen verfügen. Entsprechend seiner frühern Natur, nach der er den reinen Stimmlauten näher stand als heute, wurde er im Ahd. durch u oder noch öfter durch doppeltes u, auch uo, ou, vo bezeichnet. Man schrieb also vvolf, uuer, spîuuan 'speien'. Nach Mitlauten oder vor u stand dagegen meist einfaches Zeichen:

suarz 'ſchwarz', uuntar 'Wunder'. Aus der Zuſammenſchreibung ging dann ſeit dem 12. Jahrhundert unſer Zeichen w (W) hervor, das daher in einigen Sprachen auch Doppel-v heißt[1]). Die alte Gewohnheit, nach Mitlauten nur einfaches u für w zu ſchreiben, ſchleppen wir noch in der Lautverbindung kw mit herum (quer, Qual, Quelle, quetſchen). Vgl. S. 40. Da aber heute der Buchſtabe u ſeinen feſten Lautwert hat, ſo ſollte man dieſen Reſt aus Vorväterzeit auch aufgeben. Dasſelbe Recht hätten ja auch Schreibungen wie ſchuarz, ſchuer, zuingen, Zuerg. Wollten wir aber ihre Einführung vorſchlagen, ſo würden wir ſchön ausgelacht werden[2]).

Den w-Laut bezeichnen wir in vielen Wörtern fremder Herkunft noch durch v. Aber auch hier ſollte gelten, was wir über ph geſagt haben, und in Kavallerie, Klavier, Lava, privat, Vaſe uſw. könnten wir das v wohl durch w erſetzen. Die heutigen Verhältniſſe bringen zudem manche Unklarheit und Verwirrung, weil das v gleichzeitig auch f bedeuten kann. Daher kann man in November, Viktor, Evangelium, Viſite das v wie f und in Virchow, Vietor uſw. das v wie w ſprechen hören.

y — ſiehe S. 25.

ä — In zählen hören wir an zweiter Stelle einen andern Laut als in Kälber, in Reh einen andern als in Berg; aber die Schriftzeichen geben den Unterſchied nicht wieder. Zwiſchen Bär und Berg machen wir durch ä e einen Unterſchied, und doch ſprechen wir den gleichen Laut; ebenſo iſt es in Held und hält. Die Lautbezeichnung läßt alſo auch hier viel zu wünſchen übrig, und ſowohl der geſchloſſene (See, fällt), wie der offne Laut (Herr, Hähne) hat doppelte Bezeichnung. Die Verwirrung iſt vor allem wieder auf die geſchichtliche Entwicklung zurückzuführen. Sowohl

[1]) Franz. double-v, engl. desgl., dän.-norw. dobbelt-v uſw.

[2]) Auch fremde Wörter wie Biskuit (wo man in k doch ſchon deutſch geworden iſt), ſanguiniſch, Suite müßten das w annehmen, wenn ſie bleiben ſollen.

die heute mit e, als auch die mit ä bezeichneten Laute sind verschiednen Ursprungs.

Der heute mit e bezeichnete Laut[1]) geht zurück auf

1. urgermanisches ē in Berg, Held, Wert, geben usw.;
2. urgermanisches i, ahd. ē in ledig, queck, leben, lernen usw.
3. kurzes a = ahd. e in Ende, Engel, Erbe, Bett, Eltern, Menge, edel;
4. langes a (ahd. â, mhd. ae) in leer, Schere, schwer;
5. ahd. ê in Ehre, sehr, lehren, Erz, Ger, Ehe, wenig, See.

Der heute mit ä bezeichnete Laut stellt hauptsächlich den Umlaut von a dar und wird daher in Wörtern gebraucht, die in deutlichem Zusammenhange mit einem andern stehen, das ein a enthält. Zähne — Zahn, Gäste — Gast, Blätter — Blatt, sähe — sah, trägt — tragen usw. Dazu aber entspricht er ferner

1. mittelhochdeutschem e in Ähre (mhd. eher), Säge (mhd. sege), Träne (trehene), Zähe (zeher) usw.;
2. mhd. ae in Gräte, Krähe, Märchen, nähen, mähen u. a.;
3. mhd. ē in gähnen (mhd. gēnen), Bär (bēr), Käfer, Schädel, spähen (spēhen), während, -wärts (mhd. -wērtes) usw.

Wir sehen, auch hier kreuzen sich die Reihen und verwirren das Bild der Herkunft.

Nun ist allerdings unsrer Forderung bei keinem Laute so schwer nachzukommen wie bei dem geschlossenen und offnen e-Laute. Das liegt in ihrer Natur. Geschlossen — offen, das sind die Endpunkte einer Reihe, in der noch mehrere Abarten liegen, die sich nach Mundart und Heimat bald mehr, bald weniger vordrängen. Ihre große Ähnlichkeit, die oft nur leisen Unterschiede machen sie schwer faßbar und entrücken sie umgekehrt leicht einer regelnden Aussprachvorschrift. Das e in leben klingt im Norden anders als im Süden, an der Weichsel anders als am Rhein; das ä in Käse nicht minder.

[1]) Der dumpfe e-Laut ist dabei nicht in Betracht gezogen (siehe S. 26).

Den größten Einfluß auf die besondre Artung des Lautes hat wohl noch seine Stellung zu andern Lauten: vor r (Herr, Berg, schwärmen) klingt er anders als vor l (Held, hält, stellen, fällen). Wenn das der Fall ist, dann könnte man schließlich eine Lösung darin finden, daß man den Unterschied überhaupt nicht zu bezeichnen versuchte und sich einfach auf den Einfluß der Nachbarlaute und die heimatliche Gewöhnung verließe. Dazu hätte man bei den gekennzeichneten Verhältnissen weit mehr ein Recht, als zu der Bezeichnung des ich- und ach-Lautes durch ein Zeichen, wofür man sich auch darauf beruft, daß die beiden Laute durch die Art der Nachbarlaute bestimmt sind. Man kann sich auch noch darauf berufen, daß wir auch andre Stimmlaute, o, a, i, nur mit einem Zeichen wiedergeben, obwohl auch sie im deutschen Munde mannigfach gestaltet werden. Natürlich bleibt es immer ein Notbehelf, wenn wir etwa auf das eine Zeichen e zukommen. Aber so gut wie heute das ä in 'Kälte' ja gar kein ä ist, sondern ein e, ohne daß die meisten Leser es merken, und wie wir mit derselben Selbstverständlichkeit in 'merken' ein ä sprechen trotz des e, so würden wir uns bald gewöhnen, kese, trene, špet als Käse, Träne, spät zu lesen. Um so eher könnte das e so belastet werden, wenn wir es von der Bezeichnung des dumpfen ə-Lautes (S. 26) entlasteten.

Einen Einwurf höre ich noch: das ä muß wenigstens zur Bezeichnung der sprachlichen Verwandtschaft beibehalten werden. Nun, sehr stark ist dieses Muß nicht. Im Ahd. und Mhd. schrieb man den Umlaut des kurzen a stets e: geste 'Gäste', hende 'Hände', lember 'Lämmer'. Das Verständnis wird dadurch nicht gelitten haben. Heute auch schreiben wir manchen Umlaut von a als e: emsig, Esche, Ente, Serge, echt, auch bei noch mehr lebendigem Zusammenhang: Eltern, behende, edel, Vetter; bezeichnen auch nicht die Verwandtschaft von fest und fast, Elend und Land, Geselle und Saal, Mensch[1]) und Mann, und lassen uns so die schöne

[1]) Mänsch, Moscherosch, christl. Vermächtnuß III, 39.

Gelegenheit entgehen, auf leichte Art Gelehrte zu bilden. Im übrigen ist die ganze Unterscheidung nur fürs Auge und hat mit den tiefern Sprachzusammenhängen nichts zu tun. Glaubt man die Zusammengehörigkeit von kalt und kälter durch diese Äußerlichkeit andeuten zu müssen, warum müht man sich nicht um Zeichen, die in ihrer Ähnlichkeit die Ablautverhältnisse wiedergeben? Es wäre doch schön, auch das Auge gleich an der Stimmlautbezeichnung merken zu lassen, Grube und Grab, singen und sang, sitzen und saß, meiden und mied, fallen und fiel gehören zusammen.

3. Dem einfachen Laute auch ein einfaches Zeichen.

Gegen diese ganz natürliche Forderung verstoßen ch, ß, dt, ph und sch. Von ch, das den Vorder- und Hintergaumenreiber, den stl. Gaumenverschlußlaut (Christ, Chor) und schließlich auch noch den š-Laut (charmant, Chokolade) bezeichnen muß, ist schon an andrer Stelle geredet worden (S. 24), ebenso von ß (S. 28), ph (S. 31) und ng (S. 25).

dt — Für den stl. Zahnverschlußlaut gebrauchen wir noch in einer Reihe von Wörtern die Buchstabenverbindung dt. In der Zeit des größten Schreibmischmasches war sie weit häufiger, wurde damals auch oft td geschrieben. Das t sollte zunächst dem d die t-Lautung verleihen; einen Rest davon haben wir in der Schreibung Stadt, das zum Unterschied von Statt (S. 73) das dt beibehalten hat. Man schrieb Landt, niemandt, baldt, findt, jemandt, rundt, wirdt, mundt, undt, geldt, stedt, feldt. Selbstverständlich aber hielt man keine strenge Regel ein, und so finden wir auch erkandt, genandt, zum Dierdten, Kondten, Köndte, und andrerseits und, ward, vermelt, erkant[1]). Heute wird das Zeichen nicht mehr aus lautlichen Gründen gebraucht, sondern

[1]) Beispiele aus der Bergchronik des Hardanus Hake (16. Jh.), 2. Band der Forschungen zur Geschichte des Harzgebietes. Quedlinburg 1911.

da, wo ſtammauslautendes d und endungauslautendes t durch Schwund eines e aneinandergerückt ſind. Es iſt die ganze Richtung der Rechtſchreibung, die in Rückſicht auf das Auge des Leſenden das Hören, das innere und äußere, für nichts achtet. Aber wir können nicht glauben, daß die Schreibweiſe Geſandter, geſandt, gewandt, Gewandtheit, verwandt, Bewandtnis, beredt (von dem wir beredſam unterſcheiden müſſen) beim fließenden Leſen wirklich die Urformen Geſendeter, geſendet uſw. zum Verſtändnis hervorruft, und daß umgekehrt die Schriftbilder *gəſantər*, *gəſant*, *ferwant*, *bəret* nicht ebenſo ſchnell die richtige Vorſtellung hervorrufen können. Der verwandtſchaftliche Zuſammenhang aber tönt dem denkenden Sprachfreunde auch aus den lauttreuen Formen entgegen. Die Schreibung Stadt hat Duden ſchon vor faſt 40 Jahren zu beſeitigen verſucht.

th — Von dieſer Bezeichnung des t-Lautes iſt zum Glück heute nicht mehr viel zu ſchreiben, nachdem die letzte Rechtſchreibeordnung faſt ganz damit aufgeräumt hat. Verwunderlich iſt, daß man vor den völlig eingebürgerten Wörtern Thron und Theater ſcheu ſtehengeblieben iſt. Das h wird doch weder den Fürſtenſeſſel ſtützen, noch die künſtleriſche Höhe der Schaubühne gewährleiſten können. Glaubt man auch noch mit andern Fremdlingen Lücken unſrer Mutterſprache ſchließen zu müſſen, dann mag man ihnen ebenfalls das überflüſſige h nehmen und *teſə*, *teologi*, *tema* uſw. ſchreiben.

Mit dem alten th, das dem engliſchen th glich und ſchon im Althochdeutſchen in d übergegangen war, hat unſer th weder lautlich noch im Zeichen etwas zu tun.

ſch — Was würde man wohl ſagen, wenn ich die Schreibweiſe wasgen für waſchen, sgalk für Schalk vorſchlagen wollte? Und doch entferne ich mich damit nur in der Verminderung der Zeichen von der jetzigen Schreibung, nicht in ihrer Art.

Der Laut š iſt zum Teil aus der alten Lautverbindung sk, zum Teil aus dem einfachen s-Laut vor l, m, n, w hervor-

gegangen. Der Verschlußlaut in sk ging im Mittelhochdeutschen in den Gaumenreiber über, der dann schließlich wieder das s veränderte, so daß der š-Laut entstand. Die Schrift suchte der ersten Stufe dieser Veränderungen nachzukommen und gab den Reibelaut mit ch oder auch mit g wieder. So schreibt Otfried im Inlaut und Auslaut sg (wasgan 'waschen', fisg 'Fisch'), hätte also meinen obigen Vorschlag nicht mit Kopfschütteln aufgenommen. Vom 13. Jh. ab wird allgemein sch geschrieben; die Wandlung zum einfachen Reibelaut machte die Schrift nicht mehr mit, sie hätte müssen für den ganz neuen Laut ein neues Zeichen erfinden. Auch dem Übergang des s-Lautes zu š vor l, m, n, w, p, t folgte die Schrift nur teilweise, indem sie ihn noch heute vor t und p (Stein, Spaß) nicht wiedergibt.

Wenn man vor 600 Jahren nicht stark genug war, dem neuen Laute ein eignes Zeichen zu geben, so sollten wir heute vernünftig genug sein, es zu wollen und zu können. Die Wissenschaft wendet heute meist das Zeichen š an. Gegen seine allgemeine Einführung hat man geltend gemacht, daß der Winkel über dem s die fortlaufende Schreibbewegung hemme. Nun, mehr Zeit als zu c und h wird man wohl nicht dazu gebrauchen. Aber mir will diese Lösung aus einem andern Grunde nicht behagen. Sie ist ein armseliger Notbehelf. Unsre Schriftkunst aber ist heute stark und reich genug, um dem Laut sein Recht werden zu lassen und ihm ein einfaches und besondres Zeichen zu erfinden. Nichts als der gute Wille ist not.

Wünschenswert ist die Vereinfachung zum Eigenzeichen auch, damit man der Doppeldeutigkeit des sch aus dem Wege geht. Z. B. kann man in der Lateinschrift die mundartliche Form Lieschen (*lišən*) von der schriftsprachlichen und hochdeutschen Lieschen (*līscən*) heute nur durch besondre Aussprachanweisung (spr. Lies-chen) unterscheiden.

4. Lautverbindungen müssen genau wiedergegeben werden.

Diese Forderung ist nach allem, was vorher gesagt ist, ganz selbstverständlich. Einige Bemerkungen mögen jedoch noch mehr Licht darauf werfen.

ks — Nicht weniger als fünf Arten der Bezeichnung werden für diese schlichte Verbindung des stl. Verschlußlautes mit dem stl. Zahnreiber aufgewandt: Hexe, links, Klecks, sechs, flugs — immer schaut sie uns anders an. Kosog hat sich den Spaß gemacht, auch noch weitere Möglichkeiten in Betracht zu ziehen, wie etwa chß oder gß usw., und sie alle mit den Möglichkeiten der f-Schreibung in dem Worte Fuchs zu verquicken. Dabei hat er 63 verschiedne Schreibweisen gefunden: Fuks, Phuks, Vuks, Phukß, Vux usw. Für ein Wort mit 4 Lauten 63 Schreibweisen! Dabei sind die fremden Bezeichnungsweisen in Accise und Auktion gar nicht mit herangezogen.

Die verschiednen Schreibungen finden ihre Erklärung wieder in der Geschichte, ohne damit allerdings ein Recht auf die Gegenwart zu haben. Die alten Donnerbüchsen stehen auch nur im Zeughause.

Die Bezeichnung chs in Flachs, wechseln usw. ist aus der Schreibung hs hervorgegangen und entsprach der ältern Lautung: Gaumenreibelaut + Zahnreiber. Beim Übergang des Gaumenreibers in den Verschlußlaut versagte dann die Schrift und blieb mit dem ch hinten. Wenn wir Mut haben, können wir den Schritt nachholen und *aksə*, *aksəl*, *büksə*, *wiksən*, *weksəln*, *Saksən* schreiben.

Eine andre Gruppe gibt den Zwielaut durch das einfache x wieder, das schon im Griechischen und Lateinischen zu seiner Darstellung diente. In der Hauptsache wird es daher auch in Fremdlingen gebraucht: Examen, Lexikon, Luxus, orthodox, Textil. Altertümelei hat es in spätmhd. und frühmhd. Zeit auch in einige deutsche Erb- und Lehnwörter eingeführt. Dazu gehören Axt

(mhd. ackes, spätmhd. axt), Hexe (ahd. hagzissa, mhd. hecse; erster Teil zu Hag), Nixe (mhd. nickes, mundartl. Nick, Nöck), Oxhoft (ndl. okshoofd), Kux (tschech. kukus). Nötig ist es nicht.

Eine dritte Reihe endlich wird aus der Rücksicht auf den Wortstamm gebildet. In flugs soll sofort die Herleitung von Flug erkannt werden, in Klecks, stracks, muckſen die von klecken od. klacken, strecken, mucken. Allein in links und Beugeformen wie des Danks, des Kalks, des Gebälks findet die Lautverbindung ihre naturgemäße Bezeichnung.

ts — Diese Lautverbindung, die in deutschen Wörtern mit wenigen Ausnahmen aus dem germanischen t entwickelt ist, wird nach lateinischer Weise hauptsächlich durch den einfachen Buchstaben z bezeichnet: Holz (ndd. holt), Herz (ndd. harte), zu (ndd. to, tau), Weizen (ndd. waitn). Wenn die Lautverbindung immer so bezeichnet wird und das Zeichen eindeutig ist, könnte man z (und x für ks) schließlich aus praktischen Gründen beibehalten. Aber schon in der Stellung nach einem kurzen Stimmlaute weicht das z aus, und wir schreiben tz. Das soll die Verdopplung des z, die im Ahd. meist auch zz geschrieben wurde, wiedergeben. Daneben wieder besteht ruhig der italienischen Herkunft zuliebe zz in Skizze, skizzieren, Strazze. Da z in ts gewandelt werden kann, wäre die Verdopplung tz also tts: Witz = Witts, sitzen = sittſen, wetzen = wettſen, Schatz = Schatts usw. Dieses tz könnte uns andrerseits den Übergang zur genauen Wiedergabe der Laute durch ts erleichtern, da die beiden Schriftbilder nur wenig voneinander abweichen. Eine Verdopplung des ts ist überhaupt unnötig, ist sie doch auch nicht für x als notwendig befunden worden (wir müßten sonst Nixxe, Nixx, Hexxe, Axxt schreiben).

Zu z und tz kommt noch in fremden Wörtern c und t vor ie oder io. Die letzte Regelung der Rechtschreibung hat auch in Lehnwörtern zaghaft noch c neben z gestattet, Civil und Zivil, Cylinder und Zylinder, Cypresse und Zypresse, Cölibat (Cöln!) und Zölibat. Daher sieht man unter tausend Zigarrenläden kaum

einen mit der Aufschrift Zigarren, Zigaretten; der Schildermaler zieht das C vor, das schon deshalb den Bann verdient, weil es mehrdeutig ist (vgl. S. 27). Gegen Schreibungen endlich wie Auktion, Patient (spr. *patsiént*), Nation (*natsión*) sollte sich unser ganzes Schreibgefühl auflehnen. Für solche Unsauberkeiten des deutschen Schriftbildes gibt es keine Entschuldigung; ein feineres Schreibgewissen kommender Zeit wird sie kaum verstehen.

Die lautgemäße Schreibung ist nur in den Fällen zu finden, wo s an stammauslautendes t tritt, z. B. in Ratswache, arbeitslos, Wirtshaus, stets, rechts, nachts, einsichtsvoll.

kw — Für den k-Laut haben wir *k*, für den w-Laut *w*. Nun treten beide zusammen in Wörtern wie *kwellə* und *kwal*, *kwalm* und *kwekkə*. Doch wir nehmen zu ihrer Darstellung nicht k und w — Gott behüte! die Sache muß mit Ehrfurcht vor vergangnen Zeiten behandelt werden — k soll hier q, w aber u geschrieben werden. Mit der geschichtlichen Erklärung (S. 19) ist natürlich nicht die Berechtigung der Schreibweise nachgewiesen; denn ebenso könnten wir dann statt dieser ursprünglich fränkischen Art die oberdeutsche Schreibweise chu, quh oder qhu setzen oder auch auf die gotische des einfachen q (qiman, ahd. quëman) zurückgreifen.

ai — Überflüssiges Schreibwerk treiben wir auch bei der Wiedergabe des Zwielautes *ai*, für den die Zeichen ei und ai gebraucht werden.

Es gab den Zwielaut *ai* schon im Germanischen. Seine Aussprache änderte sich vom 8. Jh. ab etwas und wurde nun durch ei wiedergegeben. Vom 13. Jh. ab aber wird ei im Bayerischen wieder zu ai. Die Schreibweise war damals noch beweglich genug, dem Wandel wiederum zu folgen; auch wirkte dazu wohl die Bildung eines neuen ei-Lautes aus dem alten langen i, der so von dem alten Zwielaut in Laut und Schrift verschieden ist. Heute aber ist der lautliche Unterschied nicht mehr vorhanden, Laich klingt wie Leiche. Damit ist auch die schriftliche Verschiedenheit eine unnütze Last. Schreiben wir auch nur solche Wörter

mit ai, die schon im Ahd. den Zwielaut hatten, so schreiben wir doch anderseits nicht alle damit. Dazu kommt, daß zu den oben gekennzeichneten noch einige andre ai-Bildungen getreten sind. Folgende Übersicht mag den heutigen Stand der ai-Laut-Darstellung zeigen:

Der mit ei bezeichnete Laut geht zurück

1. auf altes ī in Leiche (ndd. līke), mein (ndd. mîn), drei, Streit, Wein, Seide, Kreide, Pein, Speise usw.;
2. auf ahd. ai, ei, mhd. ei in Heil, Heimat, Reise, rein, Weide, heilig usw.;
3. auf älteren oi-Laut (eu, äu) in Schleife, streifen, ereignen;
4. auf egi, agi in Eidechse (ahd. egidëhsa), Getreide (zu tragen), verteidigen, Meister (Magister).

Der mit ai bezeichnete Zwielaut geht zurück auf altes ai, ei in Laich, Rain, Saite, Waise, Waid, Maisch, Laib; ist durch Zusammenziehung entstanden in Hain (mhd. hagen), Maid (mhd. maget); steht in Wörtern fremder Herkunft in Hai, Kaiser, Laie, Bai, Main, Mais.

In deutschen Wörtern ist das ai oft beibehalten, um sie von gleichklingenden zu unterscheiden: Saite — Seite, Laib — Leib, Rain — rein, Waise — Weise (vgl. S. 73). Diese Begründung ist aber ohne Kraft, weil unserm Verständnis ja doch auch die Trennung von Heide und Heide, Blei und Blei, Weide und Weide, reich und reich zugemutet wird.

Streng lautlich ist der Zwielaut *ai* oder auch *ae* zu schreiben. Da *ai* schon besteht, könnte es zur allgemeinen Schreibung beibehalten werden.

oi — Ganz und gar weicht die Schreibung äu und eu von der Lautung ab. Nach der Herkunft kommen in dem *oi*-Laut wieder mehrere Laute zusammen, was aber die Schreibung nicht wiedergibt. Das äu stellt eigentlich die Schreibweise des Umlautes aus au dar (Haus — Häuser, laufen — läufst), gilt aber auch in Wörtern, die ohne oder ohne erkennbaren Zusammenhang mit au

ſtehen (Knäuel, mhd. kniuwel, Räude, mhd. riude, rûde, Säule, mhd. sûl, siule, soul, dräuen, mhd. dröuwen, dröun, drouwen, dreun, sträuben, mhd. strûben). Das Zeichen eu wird für den aus altem iu (germ. eu) entſtandnen Laut gebraucht (Beule, mhd. biule, Beute, deutſch, ahd. diutisk, leuchten, ahd. liuhten, Leumund, mhd. liumunt, Eule, Leute), aber auch für den Umlaut (mhd. öu aus ou, ou wurde zu au) in den Wörtern heu, mhd. höu (zu hauen), freuen, ſtreuen uſw.

Danach hat das eine Zeichen ſo wenig Recht wie das andre; und der Umlaut des au bleibt *oi*, auch wenn wir ihn ſo und nicht durch einen dem au noch ähnlichen Buchſtaben bezeichnen. Verſteht unſer Ohr unter *moiſən* oder *moöſən* Tiere, die als einzelnes Maus heißen, ſo wird auf dem Wege durchs Auge das Schriftbild *Moiſe* (*moöſə*, *moiſə*) dieſelbe Vorſtellung erzeugen. Verſtehen wir doch auch blies und blaſen, Berg und Gebirge, gehen und gingen richtig.

Fremde Zeichen.

Dieſer Gegenſtand muß von der geſamten Fremdwörterfrage aus betrachtet werden.

Jede Sprache nimmt fort und fort fremdes Sprachgut in ihren Bereich auf. Man kann nichts dagegen einwenden, ſolange es ſich um Bezeichnungen für Dinge handelt, die vollſtändig neu in das Leben eines Volkes eintreten und ihren Namen mitbringen, ſei es aus der Urheimat, ſei es aus einem Durchgangslande. So ſchnell wie der Verkehr arbeitet die Sprache natürlich nicht und vermag daher nicht für das neue Ding aus dem Nichts einen Namen zu ſchaffen. Die Kakaobohne und die daraus gewonnene Schokolade waren dem Spanier, der ſie zuerſt bei den Mexikanern fand, ganz neue Dinge. Mit der Sache nahm er das Wort und brachte beides den andern Europäern. Die Schrift kann ſich hierbei für zwei Wege entſcheiden; entweder ſie ſtellt das fremde Lautgebilde mit den heimiſchen Schriftzeichen dar, oder ſie übernimmt auch

das fremde Schriftbild, vorausgesetzt, daß das fremde Volk überhaupt in unsern Schriftzeichen schreibt. Es liegt auf der Hand, daß der letztere Weg zunächst wohl der bequemere, schließlich aber doch der lästigere ist, weil er verlangt, daß die Übernehmenden oft nur für den einen Fall eine besondre Geltung eines Schriftzeichens sich einlernen. In dem angezogenen Falle wird unser sch-Laut meist noch durch ch wiedergegeben; und neben Chocolade liest man noch fast überall Cacao, obwohl Schokolade (oder statt sch ein einfaches Zeichen, vgl. S. 36) und Kakao dieselben Laute erzeugen.

Anders aber ist es mit Begriffen, die zwar als Einzelerscheinung neu, aber doch mit so viel heimischen verknüpft sind, daß das heimische Sprachgut für sie unschwer ein neues Wort bilden kann. Hier wäre es Sünde an der Muttersprache, überhaupt ein fremdes Wort aufzunehmen. Wer sagt heute noch Velociped, das jahrelang unsre Sprache quälte; wer, außer wenigen Gecken, gebraucht noch das Wort Aeroplan? Derartige Fälle kommen also für uns hier gar nicht in Betracht, abgesehen von Wörtern, die sich — entgegen den entwickelten Grundsätzen — so festgesetzt haben, daß sie schwer zu entfernen sind. Die meisten solcher Wörter nehmen übrigens die Bildungsweise deutscher Wörter an und werden damit zu Lehnwörtern. Warum soll da die Schrift sich auf fremde Bezeichnungen versteifen? Leider aber schleppen wir eine schwere Last davon durch unsere Schrift, und es gehört vielleicht manchmal eine ganz beträchtliche Gelehrsamkeit dazu, um sich in all den krausen Pfaden der fremden Bezeichnungen zurechtzufinden.

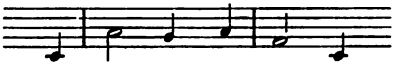
D. Bezeichnung der Lautdauer.

Das a in Wahl dauert länger als das in Wall, das o in Sohn länger als das in Sonne. Wie drückt die Schrift die verschiedne Lautdauer aus?

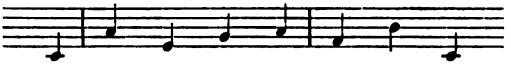
In der Natur der Sache würde es liegen, wenn diese Eigenschaft eines Lautes an dem Buchstaben selbst zum Ausdruck käme, etwa durch besondre Gestaltung des Schriftzeichens, Beigabe von Strichen, Bogen, Haken u. dgl., wie z. B. die wissenschaftliche Wiedergabe der Laute oft vorgeht. So bezeichnet auch die Tonschrift die Tondauer an der Note selbst, indem der Notenkopf offen oder geschlossen, mit oder ohne Hals und Fähnchen geschrieben wird.

Unsre Umsetzung der Laute in die sichtbare Schrift ist in dieser Sache völlig regellos; bald wird die Länge bezeichnet, bald nicht, und ebenso wird die Kürze behandelt. Als Mittel der Dehnungsbezeichnung gebrauchen wir entweder e oder h, oder e und h, oder Verdopplung des langen Stimmlautes, was noch am natürlichsten ist. Die Kürze sucht man oft durch Verdopplung des folgenden Buchstabens auszudrücken.

Die Bezeichnung der Länge durch h oder e, also durch Zeichen mit besondrem Lautwert, ist etwas ganz Seltsames. Das Absonderliche daran sehen wir meist nicht mehr klar, weil wir es von Jugend auf gewöhnt sind. Wir können es uns aber zum Bewußtsein bringen, wenn wir dieselbe Weise einmal auf die Tonschrift übertragen und auch dort Noten mit eignem Tonwert, etwa auch e und h, als Tondauerzeichen verwenden. Der Satz



würde dann vielleicht so aussehen:



Ich weiß wohl, daß wie jeder auch dieser Vergleich etwas hinkt. In der Musik ist die Tondauer weit mehr selbständiges Ausdrucksmittel als in der Sprache; während andrerseits die Lautfolge im Wort für den der Sprache Kundigen fest gefügt ist, die Tonfolge im Musikstück aber nicht. Aber unser Beispiel mag doch uns ein

Licht aufstecken; vor allem kann es uns zeigen, welche Arbeit das Erlernen dieser Bezeichnungsweise dem Kinde machen muß, dem noch nicht die Abfolge der Laute und der Buchstaben so in Fleisch und Blut übergegangen ist wie dem Erwachsenen. Am leichtesten ist dabei natürlich das Umsetzen des Schriftbildes in das Lautbild, obwohl der Lernanfänger auch im Zweifel sein kann, ob das h in Uhu wie das h in Uhr zu bewerten ist. Der umgekehrte Weg aber, das Schreiben der gesprochenen Wörter, macht jene Unzahl von Rechtschreibeübungen nötig, unter der die Schule seufzt. Nun hat man zwar versucht, Regel hinein zu bringen, und gesagt, lange Stimmlaute in offner Silbe hätten meist kein Dehnungszeichen, in geschlossener Silbe dagegen würde die Dehnung bezeichnet. Schon das Wort „meist" gibt der Regel einen Stoß. Ich habe dazu einige hundert Wörter in der Reihenfolge eines alphabetischen Schulwörterverzeichnisses durchgezählt und dabei gefunden, daß von Wörtern mit langem Stimmlaut in offner Silbe 62,5 v. H. ohne und 37,5 v. H. mit Dehnungszeichen, bei solchen in geschlossener Silbe 62,8 v. H. ohne und 37,2 v. H. mit Dehnungszeichen geschrieben waren. Die Verhältnisse waren fast gleich. Ebensowenig ist eine Regel möglich darüber, welche Dehnungsbezeichnung anzuwenden ist. Zwar steht e nur nach i. Da für diesen Laut aber auch h als Dehnungszeichen gilt und andre wieder kein Dehnungszeichen haben, so muß auch hier jeder Einzelfall gedächtnismäßig gemerkt werden. Bei einer Durchzählung von 1000 Wörtern ergab sich für lange Stimmlaute, daß 67,2% derselben ohne Dehnungsbezeichnung waren; durch Verdopplung wurde die Dehnung bei 3,86% bezeichnet, durch h bei 14,6% und durch e (nach i) bei 14,1%. Wir schreiben Ton und Mohn, geben und nehmen, mal und Mahl, Boot und rot, Saal, Qual und Zahl, Heer und mehr, mir, ihn und vier. Dazu kommt noch ein Rest einer einst größern Zahl von Wörtern, die hinter t und hinter r ein h einschieben: Thron, Theater, Rhein usw. Der ganze hohe Wert einer Buchstabenschrift wird durch solche

Vielgestaltigkeit stark verkleinert. Für die Bezeichnung der Lautdauer ist es unter diesen Verhältnissen geradezu falsch, von Rechtschreiberegeln zu reden; nur Rechtleseregeln gibt es hier. Wir können nicht lehren: Man bezeichnet die Länge des Stimmlautes durch h usw., die Kürze durch Verdopplung des folgenden Mitlautes, sondern nur: Man liest den Stimmlaut lang, wenn er verdoppelt ist oder ein h oder e dahinter steht, kurz, wenn der folgende Mitlaut verdoppelt ist.

Woher kommt die eigenartige Bezeichnung der Dehnung durch h und e?

In ahd. und mhd. Zeit gebrauchte man überhaupt keine Zeichen für Länge oder Kürze der Laute. Das h hatte also nur seinen Lautwert als Hauchlaut und als Gaumenreiber. Im Wortinnern ist das im Silbenanlaut im Anfange der Neuzeit verstummt, in der Schrift aber geblieben. Wir schreiben noch nach alter Weise sehen, geschehen, spähen, ziehen, wo wir doch nur *ſeən, gəšeən, špādən, tsiən* (oder *ſēn, gəšēn* usw.) sprechen. In vielen dieser Wörter trat weiter Zusammenziehung ein: gemahel — *gəmaəl* — *gəmal*, stahel — *staəl* — *štal*, zehen — *tseən* — *tsen* usw. Indem nun auch diese Formen das h, das keine Aufgabe mehr hatte, weiterschleppten, wurde es schließlich als Zeichen der Dehnung betrachtet, die mit der Zusammenziehung verbunden war. So müssen wir nun heute noch schreiben Gemahl, vermählen, Stahl, zehn, Zähre (mhd. zaher), Ähre (mhd. æher), Fehde (mhd. vêhede). Von hier ging das h dann auch in andre Wörter über: Sohn (mhd. ſun), wahr (mhd. wâr), ihn, Huhn, Hahn. Ebenso in andre, in deren Stamm ein j verstummt ist: drehen (mhd. draejen), wehen (waejen), blühen (blüejen), mühen (müejen). Es ist leicht zu denken, daß diese Vorgänge nicht ohne Willkür sind. So steht denn auch neben diesen Wörtern säen ohne h, obwohl es genau so ein j verloren hat (mhd. saejen) wie die vorigen. In mhd. bevelhen ist das verstummte h vor das l gestellt (befehlen), in schilhen (schielen) aber nicht.

Ähnlich liegen die Verhältnisse mit ie, dessen e in den meisten so geschriebenen Wörtern ursprünglich Lautwert hatte. In einigen Mundarten spricht mans noch heute. Das ie mittelhochdeutscher Wörter hat hauptsächlich zwei Quellen. In bieten, Dieb, lieb, Tier, tief, siech, gießen geht es auf germ. eu zurück, das im Ahd. zu eo, io oder iu, mhd. zu ie und nhd. zu einfachem, langem i wurde. In den Wörtern hier, schier, Miete und in den Zeitwortformen hielt, riet, rief, hieß, fiel liegt germ. ê zugrunde, aus dem ahd. ia, ie, mhd. ie, nhd. i hervorging. Hierzu kommt noch das ie einiger Lehnwörter wie Brief, Ziegel, Spiegel, Fieber, das auf lat. e oder ê zurückzuführen ist. Der Buchstabe e blieb auch nach dem Verklingen des Lautes und wurde nun als Dehnungszeichen angesehen. Daher drang er auch in andre Wörter mit langem i, wie geschwiegen, Glied, Friede, Friedhof. Ihren Ausgang hat diese Verwirrung in Mitteldeutschland, wo der Zwielaut ie schon im Anfang der nhd. Zeit vereinfacht war und daher die Aussprache keine Richtschnur dafür bot, ob e geschichtlich berechtigt sei oder nicht.

Noch verwickelter werden die Verhältnisse durch die doppelte Bezeichnung der i-Länge durch e und h. Weil in Vieh einmal ein h gesprochen wurde (mhd. vihe, ahd. fihu), muß es heute noch geschrieben werden; weil jemand für gut befunden hat, das h in mhd. bevelhen[1]) vor das l zu retten, hat es nun auch noch in den Ableitungen befiehl, befiehlst zu stehen, ebenso wie in sieh, gedieh, verlieh usw.

Auch die Kürzebezeichnung ist erst seit spätmhd. Zeit entwickelt. Bis ins Mhd. überwogen die kurzen Stimmlaute. Man sprach nemen, genomen, klagen, sagen, mit kurzem e, o, a, ohne die Kürze zu bezeichnen. Zwar schrieb man schon Doppel-m, -n, -l usw., dann aber sprach man auch wirklich erkrimmen mit zwei m, minne mit zwei n usw. Aber es ging hier wie mit h und e: die Lautentwicklung ging hin zur Vereinfachung des Doppel-

[1]) Noch Luther schreibt: Hiemit befelh ich Euch ... (15. 2. 1530).

lautes, der Doppelbuchstabe wurde nun als Zeichen der Kürze angesehen und auch in Wörtern angewandt, die nie den Doppellaut gehabt hatten, vor allem trat die Verdopplung des Zeichens nun auch am Wortende ein, wo sie nie stattgefunden hatte. Leider aber ist heute auch bei der Kürzebezeichnung keine feste Regel, obwohl man in jeder Rechtschreibelehre solche findet. Eine Durchzählung ergibt ungefähr folgende Verhältnisse: Von den Wörtern mit kurzem Stimmlaut haben ungefähr 60% keine Kürzebezeichnung, ungefähr 40% Mitlautverdopplung. Bei den 60% ohne Kürzebezeichnung stand der kurze Stimmlaut in annähernd 8% in offner, in 27% in einfach geschlossener und in 25% in mehrfach geschlossener Silbe.

Wie wären die auf jeden Fall verwickelten Verhältnisse unsrer Dehnungs- und Kürzungsbezeichnung zu lösen?

Nun, zunächst könnte eine Art ganz fallen. Entweder wir bezeichnen die Kürze, dann ist alles andre gelängt, oder umgekehrt. Schreiben wir also Wall, dann genügte Wal statt Wahl, oder schreiben wir Stahl, dann genügte Stal statt Stall.

Wollte man nur die Dehnung bezeichnen, dann würde allerdings auf jeden Fall von h und e als Mittel dazu abzusehen sein. Eher käme die Verdopplung des Stimmlautes in Frage, obwohl sie etwas gewichtig erscheint. Gegen Zufügung von Strichen, Akzenten od. dgl. hat man geltend gemacht, daß sie beim fließenden Schreiben unbequem sei; das hat etwas für sich. Immerhin könnte mir diese Lösung deshalb zusagen, weil sie zu der Freiheit führen könnte, in selbstverständlichen Fällen das Dehnungszeichen wegzulassen. Wenn ich statt Zān dann etwa Zan schriebe, würde das Verständnis schwerlich gestört, das Schriftbild auch nur unmerklich geändert, während in Zahn für den Geübten das h ein wesentlicher Teil des Schriftbildes ist.

Wollte man andrerseits nur die Kürze bezeichnen, so käme außer besondern Zeichen am Buchstaben selbst, etwa einem Bogen oder besonders gerichtetem Strich (Akzent), vor allem wohl die

heutige Weise der Verdopplung des folgenden Buchstabens in Betracht. Einmal wäre das die einfachste Lösung, weil man dabei die bestehenden Verhältnisse wahrte, dann aber wäre es auch die natürlichste, weil wenigstens im Inlaut bei langsamem Sprechen der Doppelschreibung noch eine Art Doppelsprechung entspricht. Es tritt das ein, was wir früher (S. 9) über Druckgrenze gesagt haben. In schwimmen, rennen, sollen, mitten liegt im m, n, l, t ein Einschnitt mit schwächerem Stimmdruck. Im Auslaut allerdings fiele dann die Doppelung ganz natürlich weg, und man schriebe Schwimfest, Renban, Sol und Haben, Mitwoch.

Endlich könnte man noch zu einer dritten Lösung kommen, indem man der Regel nach weder Dehnung noch Kürzung bezeichnete. Das wird zunächst Kopfschütteln erregen, und doch ist es nicht so weitgehend, wie es zunächst wohl den Anschein hat. Haben wir doch tatsächlich heute teilweise schon diesen Zustand. In 26% der durchgezählten Wörter war die Dehnung und in 37% die Kürzung nicht bezeichnet. Es käme also nur darauf an, diese Weise zur Regel zu erheben. Dahin geht auch die Entwicklung, wenn man die Geschichte der Rechtschreibung im letzten Jahrhundert verfolgt. Manches Dehnungs-h und -e ist in dieser Zeit gefallen, auch manche Stimmlautverdopplung. Wie schaut uns jetzt Nahme, gebohren, Quaal, Saame, Schaaf an, und doch hat man so einmal „recht" geschrieben. Oder möchten wir das h in Rath, That, Abtheilung, Thal, Thor, Thon, Thee, Thräne usw. zurückrufen? Schon in der Orthographiekonferenz von 1876 hat man mit 11 gegen 3 Stimmen die Beseitigung einer großen Anzahl von Dehnungszeichen, vor allem der Dehnungs-h beschlossen, die wir heute immer noch haben. Schon damals beschloß man die Schreibung Al, Ale, anen, änlich, Ar, Are, As, Ban, Fane, faren, Har, Jar, Kan, Gemal, Narung, Sal, Sat, Stat, Zal, zam, Zan, Bone, Drone, Kol, Lon, Mos, Hun, Son, Stul usw.[1]) Ebenso hatte man das e in der Endung -ieren meist beseitigt. Duden

[1]) Siehe Duden, Zukunftsorthographie.

meint scherzhaft, wer in dieser Frage Neuerungen wolle, sei eigentlich Reaktionär, da er ja nur zur Rechtschreibung der mecklenburgischen Kirchenordnung von 1554 zurückkehre, die z. B. nemen, begeren, vermanen, Son, Lere, Lerer, Gelerte, verkert usw. schreibt. Nun, wenn die mecklenburgische Rechtschreibung schon vor viertehalb Jahrhunderten so weit war, dann wird es eigentlich Zeit, daß man im übrigen Deutschland nachfolge.

Es wird niemand im Ernst einwerfen, woran man dann merken solle, ob der Stimmlaut eines Wortes kurz oder lang zu sprechen sei. Woran merkt man das in den Wörtern Rat — hat, Bart — hart, Trost — Frost, Ton — von, Weg — weg, Lot — Lot, Fuß — Fluß, Ruß — Kuß, Schoß — Schoß, die doch völlig gleich gebaut erscheinen? Und doch wird jeder die Wörter richtig lesen und verstehen. Es soll nicht übersehen werden, daß es eine Reihe von Wörtern gibt, bei denen über Aussprache und Bedeutung Zweifel entstehen könnten. Doch sind das so verschwindend wenige, daß die nicht den ganzen Riesenballast von Lautdauerbezeichnungen rechtfertigen können. Der Zweifel wird auch fast nur in der seltnen Einzelstellung des Wortes entstehen; für solche zweifelhaften Fälle wäre eben ein kurzes Beizeichen die beste Lösung. Im Satzzusammenhang dagegen kann ein Zweifel höchst selten aufkommen. Wie uns in dem Satze „er ergibt sich“ das ganze Wortbild „ergibt“ sofort die kurze Aussprache „er=“ hervorruft gegenüber dem Fürworte „er“, so unterscheiden wir auch den Namen Lot von der Maßbezeichnung Lot, den Kleiderschoß vom Schoß des Baumes, so würden wir auch Sole als Salzlösung von der Schuhsohle, das Fieber von der Fiber, die Miene von der Mine, usw., unterscheiden. Scheiden wir doch auch ohne Zeichen Reif von Reif, Tor von Tor, Tau von Tau, Ton von Ton usw.

Vielleicht ließ sich aus den vorgeschlagnen Wegen noch ein Mittelweg finden, indem die Kürze des Stimmlautes immer durch Verdopplung des folgenden Mitlautes bezeichnet würde, wenn auf denselben ein andrer Stimmlaut folgte, im übrigen aber

nur im Zweifelsfalle Länge oder Kürze durch ein Beizeichen angegeben würde. Also kommen, ich komme, er komt, du komst, kom, kämmen, der Kam (oder Käm), ich kam (oder kām), der Rogen (Rōgen) ist reif, der Fisch hat Rogen (Rōgen), kom auf den Wal (Wăl), du hast die Wal (Wāl). Jemand aber, der in den Sätzen „er verzieht keine Miene" und „die Soldaten gruben eine „Mine" oder „die Sohle ist entzwei" und „die Sole ist sehr salzig" die gleichlautenden Wörter verwechseln sollte, wenn sie gleich geschrieben sind, dem ist nicht zu helfen.

E. Großschreibung.

Wir kommen zu einem heikeln Kapitel. Kein Gebiet vielleicht ist in unsrer Rechtschreibung so umstritten wie das Gebiet des großen Anfangsbuchstabens, über das seit vier Jahrhunderten sich die Grammatiker nicht einigen können, so daß sogar die amtliche Schulrechtschreibung sich einen Rettungshafen suchen muß mit dem Satze: „In zweifelhaften Fällen schreibe man einen kleinen Anfangsbuchstaben."

Die Großschreibung hat mit dem Laut nichts zu tun. Ihre Geschichte mag uns zeigen, woher diese eigenartige Erscheinung, deren Anfänge bis auf die Zeit zurückgehen, da man überhaupt nur den Großbuchstaben kannte, stammt. Schon der Schreiber, der mit dem Rohr die Formen der römischen Kapitalschrift sauber auf Pergament malte, empfand das Bedürfnis, einige Zeichen, vor allem den ersten Buchstaben auf der Urkunde, besonders schön und groß, wohl gar mit allerhand Verzierungen, zu bilden. Man kann an solchen herausgehobenen Schriftzeichen oft noch sehen, welche Freude dem Schreiber die besondre Gestaltung und Ausschmückung, wozu er sich manchmal auch der Farbe bediente, gemacht hat. Diese Art geht bis in die ersten Zeiten des Buchdrucks hinein, der manchmal den Platz für solche Zierbuchstaben ganz frei ließ, damit die Hand des Schriftkünstlers nach Belieben

ſchalten konnte[1]). Es läßt ſich leicht denken, daß die Heraushebung gewiſſer Buchſtaben häufiger, weil bequemer, wurde, als ſich die Kleinbuchſtaben[2]) entwickelt hatten. Da nun zwei Schriftformen zu Gebote ſtanden, war es natürlich, wenn auch nicht immer geübt, dazu beſonders den Großbuchſtaben zu verwenden. Aber immer iſt nur der Wille zu zieren oder den Satzanfang kenntlich zu machen dahinter, nicht logiſch zu unterſcheiden. Selbſt als die Großſchreibung ſchon ziemlich eingedrungen iſt, kann der Grammatiker Sattler im Jahre 1607 noch feſtſtellen: Als ich etlich erfahrne und geübte Schriftſetzer / warumben ſolches beſchehe / befragt / ſagten ſie mir / es ſeye der teutſchen Sprach ein zierd .... (nach Teſch).

Vom Anfang des ganzen Schriftwerkes verbreitete ſich der Zierbuchſtabe auf den Anfang der Kapitel, der Abſchnitte, auch der Sätze und der Verszeilen.

Im Hildebrandsliede, deſſen Handſchrift aus dem 8.—9. Jh. ſtammt, iſt nur der erſte Buchſtabe groß geſchrieben: Ik gihorta dat ſeggen dat ſich urhettun ænon muotin hiltibraht enti hadubrant untar heriun tuem; ebenſo im erſten Merſeburger Zauberſpruch aus dem 10. Jh.: Eiris ſazun idiſi ſazun hera duoder .... Vom Anfang des Ganzen geht der Gebrauch leicht auf den Anfang der Teile der Kapitel und Strofen über. Noch in der Nibelungenhandſchrift A, die im 13. Jh. entſtanden iſt, werden nur die Kapitel- und Strofenanfänge groß geſchrieben, nichts andres. So beginnt eine Aventüre: Nun (das N die ganze Strofenbreite hoch) lazen daz beliben / wie ſi gebaren hie. hochgemüter reken / die gefüren nie. ſo rehte herlichen / in deheineſ kuniges lant. ſi heten ſwaz ſi wolten / beide wafen und gewant. Der vogt von dem

[1]) Wir verzichten hier auf anſchauliche Wiedergabe von Proben, die heute jedem leicht zugänglich ſind. Man findet Faksimileabdrücke in Arndt-Tangl, Schrifttafeln; Vogt u. Koch, Geſchichte der deutſchen Literatur; König, Literaturgeſchichte; Könnecke, Bilderatlas; Petzet-Glauning, Deutſche Schrifttafeln; u. a.

[2]) S. 15.

rine usw. Auch in den Liedern Walters in der Weingartner Handschrift aus dem 14. Jh. ist nichts andres als die Anfänge der Strofen durch schöne Zierbuchstaben herausgehoben. Natürlich tut ein Schreiber mehr als der andre, und so können wir schon in Handschriften des 9. Jahrhunderts auch alle Verszeilen mit großem Zeichen beginnen sehen. Im Ludwigsliede lesen wir

Hludwig, kuning min,	Ludwig, mein König,
hilph minan liutin,	hilf meinen Leuten,
heigun sa northman	es haben sie die Normannen
harto bidwungan.	hart bedrängt.
Thanne sprah hludwig	Da sprach Ludwig ....

Mancher Schreiber hält schließlich auch den Anfang jedes neuen Gedankens für wichtig genug, hervorgehoben zu werden. Wegen der größern Häufigkeit wird dabei meist von einem eigentlichen Zierbuchstaben abgesehen, und man begnügt sich mit der Großform des Schriftzeichens. Im 11. Jh. finden wir den neuen Brauch in Notkers Boethius, im 14. Jh. im Sachsenspiegel, um 1400 in der Wenzelbibel. Daneben und darüber hinaus wird aber immer noch der Satzanfang klein geschrieben. So macht es der Schreiber des Ezzoliedes (12. Jh.), der Nibelungenhandschrift A, B, C (13. Jh.), der Lieder Walters (14. Jh.), des Edelsteins (15. Jh.).

Dingwörter, auch Eigennamen, wurden zunächst nicht anders behandelt wie jedes andre Wort. Eine Großschreibung in dem Sinne, wie wir heute das Wort gebrauchen, gab es nicht. Erst um die Mitte des Mittelalters beginnen leise sich die Übergänge zu unserm Gebrauche anzubahnen. Der Schreibende möchte gewisse Wörter hervorheben, die ihm wichtiger erscheinen als andre. Er sucht nach einem Mittel und findet es in dem Groß- und Zierbuchstaben. Als das Wichtigste der Rede erscheinen dem Schreiber vor allem die Personen, besonders höher stehende. In Wolfram von Eschenbachs Willehalm (13. Jh.), in den Nibelungenhandschriften B und C (13. Jh.), im Eckenliede (13.—14. Jh.) usw. sind

die Personennamen groß geschrieben, in der Nibelungenhandschrift A dagegen noch nicht. Göttliche Namen erhielten oft sogar mehrere Großzeichen: GOtt, JEsus, ChRistus, HErr.

Der Großbuchstabe entspricht in diesem Gebrauche unsrer Unterstreichung und dem Sperrdruck. Noch 1641 fordert Gueintz die Großschreibung nur für Eigennamen, den Satzanfang und für besonders hervorgehobene Wörter.

Der Weg vom reinen Eigennamen zum Dingnamen ist nicht weit. Allerdings ist die Willkür noch groß, so daß Kolroß 1530 warnen muß: „nit in mitten eines worts ein versal buchstaben ... als vAtter vNser dEr ....“. Auch Luther ist noch zu keiner festen Regel gekommen und schreibt bald groß, bald klein. In der von seinen Freunden besorgten Ausgabe seiner Bibel vom Jahre 1545 allerdings werden fast alle Dingwörter groß geschrieben. Dabei ist noch eine andre seltsame Unterscheidung getroffen: man schreibt einen lateinischen Großbuchstaben, „wo der Sinn des Wortes ein böser, einen deutschen, wo derselbe ein guter und so das Wort mit dem oder jenem Ausdruck zu lesen sei“. Als die grammatikalische Wissenschaft durch den Humanismus belebt wurde, nahm man sich nun auch der Frage der Großschreibung an und suchte den Schreibgebrauch oder eigne Erwägungen in Regeln zu bringen. Nach Tesch[1]) ist die erste Schrift mit Anweisungen darüber 1527 in Köln erschienen. Die Meinungen sind geteilt. Sattler 1607, Schottel 1641, Harsdörffer 1647, Girbert 1653 fordern Großschreibung in ungefähr dem Umfange wie heute. Frisch dagegen sagt 1729: „Die Substantiva kan man mit einem grossen Anfangsbuchstaben schreiben, aber man muß eben nicht“, und Wippel stellt 1746 fest: „Die Uneinigkeit wegen der mit großen Buchstaben zu schreibenden Worte ist so stark, daß man fast eine Gleichgültigkeit möchte gelten lassen.“ Bekannt ist endlich Grimms Streben, alle Dingwörter klein zu schreiben.

[1]) Tesch, Die Lehre vom Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben in den Anweisungen für die neuhochdeutsche Rechtschreibung. Leipzig, Heuler, 1890.

Die letzten 50 Jahre haben schließlich die amtliche Regelung der Frage gebracht, zunächst in den Einzelstaaten, dann 1901 für ganz Deutschland, Österreich und die Schweiz. Danach schreibt man mit großem Anfangsbuchstaben:

1. das erste Wort eines Satzganzen (in Gedichten auch gewöhnlich einer Verszeile);
2. alle wirklichen Hauptwörter;
3. die Fürwörter, welche sich auf die angeredete Person beziehen, namentlich in Briefen;
4. Eigenschaftswörter, Fürwörter, Ordnungszahlen als Teile von Titeln und Namen;
5. die von Personennamen abgeleiteten Eigenschaftswörter, wenn sie nicht eine Gattung bezeichnen;
6. die von Orts- und Ländernamen abgeleiteten Wortformen auf er;
7. Wörter aller Art, wenn sie als Hauptwörter gebraucht werden.

Daß damit nicht alle Zweifel beseitigt sind, zeigt die amtliche Rechtschreibung dadurch, daß sie nun noch besondre Anweisungen für Kleinschreibung geben muß.

Wie haben wir nun vom Standpunkte dieses Buches aus, der den innigen Zusammenhang von Sprache und Schrift betonen will, die Erscheinung der Groß- und Kleinschreibung anzusehen?

Daß der erste Buchstabe eines Aufsatzes, Briefes, Buches besonders hervorgehoben wird, ist auch heute noch eine Sache des Geschmacks wie in alter Zeit. Zu der Heraushebung mag auch der Großbuchstabe in seiner umfänglichern, Verzierungen eher zugänglichen Form sich besser eignen als der Kleinbuchstabe. Es ist wie mit dem Eingange zu einem Gebäude, den man nicht nur nach dem reinen Zwecke gestaltet, sondern in Größe und Schmuck dem Gebäude anpaßt. Von diesem Standpunkte aus könnte noch mehr als es geschieht, besonders auch in der Schule, der erste Buchstabe des Schriftwerkes betont werden, wie es in Druck-

werken auch geübt wird. Um im Bilde zu bleiben, könnte man mit den Fluren und Gängen großer Gebäude die Abschnitte des Schriftwerkes, mit den einzelnen Zimmern aber die Einzelsätze vergleichen. Auch die Eingänge dazu können zur bessern Übersicht wohl hervorgehoben werden, im Bauwerk durch Gestaltung und Färbung der Eingänge, im Schriftwerk durch Anwendung des Großbuchstabens, obwohl hier leicht ein Übermaß zu finden ist. So z. B. könnte in der wörtlichen Rede der große Anfangsbuchstabe wohl wegbleiben, wenn die Ankündigung voraufgeht; ebenso in den Verszeilen eines Gedichtes, die ja eben durch Zeilensetzung genügend betont sind.

Anders nun sieht sich die Großschreibung bestimmter Wörter an, für die meines Erachtens noch kein wirklich stichhaltiger Grund vorgebracht ist. Dingnamen sollen groß geschrieben werden. Der Hauptgrund dafür ist für uns wohl die Gewohnheit, von der man schwer abgehen mag. Dann gilt also als letzter Grund der, der zu ihrer Einführung Anlaß gab, das ist die Wichtigkeit, oder wie Bödiker 1690 sagt, die „Ehre des Nomens". Ist das Ding nun wirklich das Wichtigste im Satzzusammenhange? Ich glaube, es bedarf nicht vieler Beweise, daß das nicht immer der Fall ist. Zwar in dem Satze „Sieh, da läuft ein Pferd" wird Pferd den wichtigsten Teil des Satzes bedeuten, mein bloßer Ruf „Pferd" wird schließlich im Hörenden dieselbe Wirkung hervorbringen. Aber schon, wenn ich sage „sieh, wie das Pferd laufen kann", wird dem Zeitwort laufen mindestens dasselbe Gewicht zugestanden werden müssen. In dieser Weise kann wohl jede Wortart in den Blickpunkt des Satzes gerückt werden. Wir drücken das dann oft durch Unterstreichen und Sperrdruck aus. „Kommst du heute oder morgen." „Schreibe sofort." „Wir treffen uns diesseits der Kettenbrücke." „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich." Oft begnügt sich ja der Redende, nur dies eine Wort zu sagen. „Herein!" „Los!" „Jetzt." „Marsch!" „Gestern." „Zahlen!" „Kaffee!" Von diesem Gesichtspunkte aus wäre also

richtiger zu schreiben „sieh, wie das pferd Laufen kann", oder „ich komme schon Heute". Damit hätte der Lesende auch einen guten Fingerzeig für den Ausdruck, den der Sprechende durch größere Betonung wiedergibt. Also als Ausdrucksmittel wäre gewiß der Großbuchstabe gut zu verwenden, und die Rechtschreibelehre könnte die Regel bilden: Mit einem großen Anfangsbuchstaben schreibt man Wörter, die man besonders hervorheben will; man sei aber sparsam in der Anwendung dieses Mittels. Die Eigenart des Schriftwerkes, das Temperament des Schriftstellers, manche stilistische Feinheit könnte so besser als jetzt zum Ausdruck gebracht werden: die sachliche Beschreibung, der ruhige Fluß einer Erzählung, das lebendige Wallen eines frischen Erlebnisses, der sprudelnde Vortrag eines Feuerkopfes und die ausdruckslose Rede eines Müden. So wäre die Schrift eine Dienerin der Sprache; der große Anfangsbuchstabe entspräche dem Faustschlag des Zornigen, dem Wutschrei des Getäuschten, dem Schmerzenslaut des Gepeinigten; er wäre auch der Finger, der bedeutungsvoll sich höbe zur Unterstreichung, zur Erinnerung, zur Warnung.

Heute ist die Großschreibung etwas Gekünsteltes. Was „die Ehre des Nomens" im besondern anbelangt, so wird wohl niemand ernstlich meinen, eine solche Äußerlichkeit wie eine Buchstabenform könne dem Träger des Wortes höhern Wert verleihen. Wird ja doch der Großbuchstabe nicht nur Friedrich Wilhelm Schulzen, sondern auch dem Esel zugebilligt. In diesem Sinne haben wir auch die Großschreibung der Anredefürwörter und der Teile eines Titels zu werten, obwohl wir uns klar sind, daß ihre Kleinschreibung verletzend wirken muß, solange die Großschreibung Ausdruck der Ehrung sein soll.

Weiter wird zur Begründung des großen Anfangsbuchstabens angeführt, die Hervorhebung der Dingwörter mache den Schriftsatz übersichtlich und erleichtere das Lesen und das „schnelle Erfassen unsres verwickelten Satzbaues"[1]). Nun, der Satzbau soll

[1]) Ruprecht, Das Kleid der Sprache, S. 27.

eben nicht verwickelt sein; einfach und klar zu schreiben, ist doch Pflicht jedes Schriftstellers. Wenn man dem schlechten Satzbau so entgegenkommen muß, dann könnte man schließlich noch einen höhern Grad von Übersichtlichkeit dadurch erreichen, daß man noch andre Wortarten durch andre Mittel hervorhebt. Kommen doch auch fast alle andren Sprachen ohne die Großschreibung aus, ohne unübersichtlich zu werden. Um diesen Einwurf zu entkräften, hat man darauf hingewiesen, daß unsre deutsche Sprache längere Wörter als z. B. die französische und englische habe. Man hat das sogar durch genaue Zählungen bewiesen. Aber daß die Lesefertigkeit durch Großschreibung gesteigert wird oder umgekehrt durch Kleinschreibung herabgesetzt würde, hat man nicht bewiesen. Man hat scheinbar aber auch gar nicht gesehen, daß andre Wortarten ebenso lang sein können. Ich greife aufs Geratewohl aus meinen Büchern zwei heraus und zähle in jedem 100 Wörter ab. In dem einen[1]) kommen in den ersten 100 Wörtern 8 mit 10 und mehr Buchstaben (ch und ck als einer gezählt) vor, wovon 3 mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben sind. In dem andern, einem Buche ganz andrer Art[2]), finden sich in den ersten 100 Wörtern 16 von dem gekennzeichneten Umfange, darunter 10 mit großem Anfangsbuchstaben. Das Lesen ist nicht ein so einfacher Vorgang, daß seine Fertigkeit so einfach mit der Wortlänge in Zusammenhang gebracht werden könnte. Das gesamte Wortbild erhält doch schließlich durch den Großbuchstaben nur eine andre Gestalt. Fürs Lesen kommt aber dazu die Zusammensetzung des Wortes aus Buchstabengruppen, der ganze Gedankengang usw. Wörter wie rußgeschwärzte, ununterbrochen, herüberschallen, weltgeschichtlichen, kontinuierliches werden wohl im Zusammenhang des Stückes nicht schwieriger zu lesen sein als Privatauftrag, Beschäftigung, Betrachtung, und so leicht wie Naturphilosophie dürfte auch naturphilosophie zu lesen sein. Das ganze

[1]) Falke, Die Stadt mit den goldnen Türmen, S. 127.
[2]) Lamprecht, Einführung in das historische Denken, S. 31.

Satz- und Seitenbild wird aber auch wohl genügend durch die Kleinbuchstaben gegliedert, von denen die Hälfte Ober- oder Unterlänge oder beides hat.

Spricht so kein Grund für die heutige Art der Großschreibung, so spricht dagegen die Wahl der Wörter, die mit großem Anfangsbuchstaben ausgezeichnet werden sollen. Die Schwierigkeit, sich darin auszufinden, hat schon Frisch 1729 zu der Klage bewogen: „Wenn von allen Schreiber-Lasten, die man nach und nach den Einfältigen aufgebürdet hat, eine beschwerlich ist, so ist es diese, daß man alle Substantiva mit großen Buchstaben schreiben müsse." Wie schwer sich auch der Gebildete darin zurechtfindet, zeigt ein Versuch Kosogs in Breslau mit einem Diktate über Groß- und Kleinschreibung[1]). Von 30 Lehrern, die sich dem Versuch unterzogen, wurden im Durchschnitt 13 Fehler gemacht (Mindestzahl 4, Höchstzahl 22). 10 Herren mit akademischer Vorbildung schrieben 14—30, 10 studierende Damen 12—21 und 10 studierende Herren 14—32 Fehler. Ein Gymnasialoberlehrer schrieb 18 Fehler. In einem Töchterpensionat war die Höchstfehlerzahl sogar 74.

Ein solcher Versuch sollte zu denken geben.

Wie vieles auch ist angreifbar und zweifelhaft! Wir nehmen einige Gruppen heraus. Unsre Rechtschreibung verlangt die Großschreibung der auf -er von Orts- und Personennamen abgeleiteten Wortformen. Also der Kölner Dom, das Leipziger Rathaus, die Münchner Kunst. Man begründet das damit, daß diese Wörter von Haus aus Dingwörter, nämlich Wesfälle der Mehrzahl des vom Ortsnamen stammenden Personennamens seien[2]). Aber empfinden wir heute diese Formen noch als Dingwörter, verstehen wir die Ausdrücke oben als Dom der Kölner, Rathaus der Leipziger, Kunst der Münchner? Auch Duden empfiehlt berliner zu schreiben wie berlinisch, weil heute die Formen auf -er als

[1]) Kosog, Unsre Rechtschreibung. Säemannschriften. Leipzig 1912, Teubner.

[2]) Vgl. Grimm in Haupts Zeitschrift f. d. Altertum.

unbiegsame Eigenschaftswörter gefühlt würden[1]); und die Hardensche Zukunft schreibt derartige Formen immer klein.

Wörter aller Art, wenn sie als Hauptwörter gebraucht werden, sollen den großen Anfangsbuchstaben haben. Also das Schöne, das Lesen, das Für und das Wider, das Drüben usw. Bei genauem nachdenken sind aber mancherlei Zweifel möglich, und man kann sich nicht auf die einfache Schulregel „schreibe ein Wort groß, wenn du ein Geschlechtswort davor setzen kannst" verlassen. Es ist oft rein persönliche Auffassung, ob eine Tätigkeit, Eigenschaft oder dgl. in dem betreffenden Zusammenhang so vergegenständlicht wird, daß der Ausdruck nun als Dingwort gelten kann. Im vorhergehenden Satze z. B. habe ich bei dem Worte nachdenken den Tätigkeitsbegriff noch so lebendig im Gefühl, daß mir das Wort noch Zeitwort ist. Nun darf ich zwar mit amtlicher Erlaubnis dem Zweifel nachgeben und das Wort klein schreiben, aber es ist zehn gegen eins zu wetten, daß der Setzer es zunächst mit großem Anfangsbuchstaben setzen wird. Duden hat derartige Zweifel auch gehabt und schon 1876 beantragt, Nennformen immer klein zu schreiben, ist aber nicht damit durchgedrungen[2]). Durchgehend Kleinschreibung verlangt andrerseits die Rechtschreibung für manche Wortgruppen, die manchmal wohl nach den betreffenden Regeln Großschreibung zu beanspruchen hätten. Ich denke vor allem an Fürwörter, in denen der Gegenstandsbegriff oft so stark hervortritt, daß sie als Dingwörter angesehen werden müssen. Die Zukunft weicht daher auch für sie von unsrer Schulschreibung ab und gibt ihnen den großen Anfangsbuchstaben.

Große Unklarheit scheint auch über die Schreibung von Zeitwörtern und Eigenschaftswörtern, besonders in der Form des Mittelwortes, zu herrschen, wenn sie mit andern Wörtern zusammen einen Satzteil bilden. So steht in der Zukunft 1913, Nr. 38 der Ausdruck „der in Einsamkeit Erwachsene". Ist Erwachsene

[1]) Duden, Die Zukunftsorthographie. Leipzig 1876.
[2]) Duden, a. a. O. S. 69.

wirklich Dingbegriff? Wohl nicht. Der Dingbegriff liegt vielmehr in dem ganzen Ausdruck, weshalb man eher eine Schreibweise wie „der in-Einsamkeit-erwachsene" verstehen könnte. Erwachsene ist hier weit mehr Tätigkeitsbegriff und daher klein zu schreiben. Es soll nicht „der Erwachsene" heißen; auch der Knabe kann „der in Einsamkeit erwachsene" sein. Auch aus den Ausdrücken „der wie ein Geist aussehende", „der dem Ufer zunächst stehende", „das an das Gefühl sprechende" (Goethe) können wir nicht die Mittelwörter als Dingbegriffe herausnehmen und sagen der Aussehende, der Stehende, das Sprechende. Mit der Einsicht in diese Beispiele wird es nicht zweifelhaft sein, daß die Sätze „für den der Sprache kundigen", „der mit Lorbeer gekrönte", „der in Afrika reisende" ebenso zu beurteilen sind, obwohl hier das hineindenken schwieriger ist[1]).

Das Hauptgebiet der Zweifel sind die Ausdrücke des Umstands, die aus Dingwörtern entstanden sind. Zwar ist der logische Unterschied zwischen den Ausdrücken aufs äußerste und auf das Äußerste, zum besten haben und zum Besten der Armen, schuld sein und Schuld tragen, leid tun und ein Leid antun usw. wohl vorhanden. Dieser Unterschied ist aber oft so fein, daß wir von den meisten Menschen kaum seine genaue Beachtung erwarten können. Daß hier selbst die versagen, die tagtäglich mit der Rechtschreibung zu tun haben, zeigt der oben erwähnte Versuch Kosogs. Bedenkt man dazu, daß die Grenze zwischen Dingwort und Umstandswort fließend ist, daß nicht alle Dingwörter den gleichen Grad der Verblassung erreicht haben, so kann man nur wünschen, daß der große Anfangsbuchstabe beseitigt wird.

Aber, so heben sich warnend die Finger der am lieben Alten hängenden (oder Hängenden?), wie sollen wir dann unterscheiden „das wahre Suchen" und „das Wahre suchen"?[2]) Über derartige,

[1]) Vgl. auch die Ausführungen Wustmanns in seinen Sprachdummheiten, 2. Aufl., S. 200 f.

[2]) Ruprecht, S. 24.

immerhin wohl seltne Zusammentreffen habe ich schon an andrer Stelle gesprochen. Freilich würde die Zahl der Fälle, in denen Wörter verschiedner Bedeutung, aber gleicher Lautung auch gleiche Schreibung haben, um einige vermehrt. Aber wie heute unsre Schriften nicht wimmeln von Mißverständnissen, die aus der Übereinstimmung von Tor und Tor, Tau und Tau, Wagen und Wagen usw. sich herleiten, so wenig werden unsre Bücher an Klarheit leiden, wenn zu den Zeitwörtern regen, wagen noch die Dingwörter regen, wagen kommen. Ich glaube nicht, daß ein Mißverständnis möglich ist und daß die Schnelligkeit der Auffassung vermindert wird, wenn wir lesen „erst wagen, dann pferde“ gegenüber „erst wagen, dann gewinnen“.

Alles in allem ließe sich wohl wünschen, daß dem großen Anfangsbuchstaben der Abschied gegeben würde. Viele unsrer philologischen Zeitschriften kommen schon heute ohne ihn aus, ohne daß ihre Leser zum lesen eines Aufsatzes doppelte Zeit gebrauchten.

Voß schrieb in seiner Homerübersetzung die Dingwörter am Anfange klein, und man hat nicht gehört, daß der Eindruck des Werkes dadurch geringer war. Auch in Gesangbüchern ist bis in neuere Zeit der Brauch geübt worden, Dingwörter klein zu schreiben. Ich habe weder an mir noch an andern erfahren, daß das zu einer Klippe geworden wäre, woran das Verständnis gescheitert ist. Kurz- und Fernschrift bedienen sich nur einer Buchstabensorte ohne Schaden, obwohl doch gerade die letztere in ihrer Stichwortkürze oft den Keim zu Mißverständnissen hat.

F. Silbentrennung.

In alter Zeit teilte man beliebig ab; man schrieb ein Wort so weit es ging und setzte die noch übrigen Buchstaben auf die nächste Zeile. Die Steigerung der Lesefertigkeit zwang dazu, die Worttrennung übersichtlicher zu machen. Dem kam eine größere Einsicht in den Wortbau entgegen. Heute teilt man daher in der

Hauptsache nach dem Bau des Wortes ab. Es kommt dabei in Betracht, was wir über die verschiedne Schallstärke der Laute, über Schallkern und Schallbegleiter und über Druckgrenze gesagt haben (S. 9). Die Druckgrenze zwischen zwei Schallkernen mit ihren Schallbegleitern liegt im allgemeinen vor dem schallschwächsten Laute. Man trennt beim Sprechen nicht *hol-ən, šal-ə, ſil-bə*, sondern *ho-lən, ša-lə, ſil-bə*. Indem die Schrift dem folgt und ho-len, Scha-le, Sil-be trennt, bricht sie das Wortbild dort ab, wo auch die Stimme aufhört oder schwächer wird. Leider ist nun die Sache nicht überall so einfach, weil die Druckgrenze ja von der Willkür des Sprechenden abhängig ist und für manche Fälle mindestens nach Mundarten verschieden liegt. Während der eine vielleicht *ĕ-sən, kŏ-mən, fă-lən* trennt, legt der andre die Druckgrenze in den schallschwachen Laut und trennt *es|sən, kom|mən, fal|lən*. Nun wäre es wahrlich nicht schlimm, wenn hier jeder nach seinem Sprechen trennen dürfte. Statt dessen kommt die amtliche Vorschrift und stellt Regeln auf, die wieder mit verwirrenden Ausnahmen arbeiten müssen. Zwar daß ein einzelner Mitlaut stets auf die folgende Zeile kommt, ist nicht schwer zu beachten. Zu manchem Zwang der Lautverhältnisse aber kommt es, wenn von mehrern Mitlautzeichen das letzte die neue Silbe beginnen soll. Danach muß sand-te, Verwand-te geschrieben werden, obwohl dt nur den einfachen stl. Verschlußlaut bedeutet. Andrerseits wird st ausgenommen, das nie getrennt werden darf, auch nicht in Kasten, fasten, Schwester. Der einfache Gaumennasenlaut *ŋ* wird in Finger, singen, gesungen gar mitten durchgeschnitten, ohne daß man ch in lachen, kochen, sprechen auch so behandeln dürfte. Ein Zwiespalt zwischen lautlichem Bau und Schrift besteht auch bei der Trennung der Lautverbindungen *ks* und *ts*. Das liegt allerdings mit an den schon früher (S. 38ff.) gekennzeichneten Verhältnissen. Wo für die beiden Laute nur ein Zeichen steht, kann natürlich keine Trennung stattfinden; so in He-xe, Ni-xe, Wei-zen, schneu-zen. Dieselbe Lautverbindung

aber teilt man in Wich=se, Sach=sen, krat=zen, set=zen. Bei lautgemäßer Schreibung als ks und ts brauchte man natürlich nicht diese doppelte Behandlung.

In Wortzusammensetzungen, die als solche empfunden werden, liegt selbstverständlich die Trennungsstelle wie auch die Druckgrenze zwischen den Teilwörtern: Haus=herr, Druck=grenze usw. Aber in den Wörtern warum, darum, herum, woran, worauf sucht der nicht sprachwissenschaftlich gebildete die Wortfuge doch nicht hinter dem r. Zu diesen Schwierigkeiten, die schon die Muttersprache bietet, kommen neue durch die Anweisung, auch Fremdwörter nach ihrer Zusammensetzung zu trennen, also Pu=blikum, Mikro=skop, Atmo=sphäre, Pro=spekt, Trans=port.

Man schreibe entweder, wie Sütterlin vorschlägt, von mehrern Mitlauten den letzten stets ohne Ausnahme auf die folgende Zeile, oder man gebe jedem das Recht, nach seiner Sprechweise zu teilen.

G. Hilfszeichen.

1. Satzzeichen. — Die Ausdrucksmittel, die die Rede außer den Sprachlauten noch in Ton, Gebärde, Zeitmaß, Pausen, Stimmfärbung hat, sucht die Schrift durch allerhand kleine Zeichen wiederzugeben. Die Verschiedenheit der Sinnesgebiete, denen Rede und Schrift angehören, macht es natürlich unmöglich, daß dabei eine genaue Entsprechung erzielt wird.

Von dieser Unmöglichkeit abgesehen, bleiben auf dem Gebiete der Zeichensetzung doch noch so viel Schwierigkeiten, daß Goethe äußern kann: „Es ist schwer, gute Perioden und Punkte zu seiner Zeit zu machen", und Hebbel einen kleinen Aufsatz über das Semikolon beginnt: „Die tiefsten Bemerkungen über die Sprache ließen sich an die Unterscheidungszeichen knüpfen." Der rechte Ort, das passende Zeichen, die richtige Zahl wollen wohl gewählt sein.

Gedanke reiht sich an Gedanke, Satz an Satz. Alle zusammen bilden eine Kette; jeder aber bildet ein Glied in sich. Was die mündliche Rede durch Stimmsenkung, Pause usw. ausdrückt, sucht die Schrift durch den Punkt wiederzugeben. Es ist nicht immer leicht, das Ende des einen, den Anfang des andern Gliedes festzustellen; oft auch fehlt dazu der ernste Wille, mangelt die Einsicht in den Aufbau der Gedanken. Dazu schleichen sich allerhand Modetorheiten auch in dieses Gebiet; und im Drange zu blenden haut auch Harden mal daneben, wenn er schreibt:

„Da kriegte Schiller was auf den Schnabel. Der sei immer zu redselig, besonders im Tell, dem deshalb der ‚rhetorische Schwulst' abgezapft werden müsse. Und worden ist. Für ein Theater, das sein Künstlertum im Titel trägt." (Zukunft 1913, S. 40). Oder: „Junges Volk muß allein sein; gerade in solcher Zeit. Sich einander zu raufen." (Daselbst, S. 36.)

Die Kette — um im Bilde zu bleiben — ist nicht eine grobgliedrige Spannkette, sondern soll ein feines Kunstwerk sein, die einzelnen Teile wieder mannigfach gegliedert. Dazu dienen Beistrich und Punktstrich, von denen besonders des letztern Handhabung nur wenigen recht gelingt. Unterbricht der Beistrich fast gar nicht den Gedanken, verbindet weit mehr als daß er trennt, so kommt der Punktstrich der Wirkung des Punktes weit näher, ohne allerdings ganz so tief in das Gefüge der Sätze einzugreifen. Während der Beistrich heute fast zuviel gebraucht wird, möchte man vom Punktstrich das Gegenteil behaupten. Für beide das richtige Maß zu finden ist eine feine Kunst. Nur dem, der den ganzen Aufbau der Rede von den Baugesetzen eines Kunstwerkes aus ansieht, wird sie sich auftun. Die Schulregeln sind Notbehelfe für den schlichten Kinderverstand; der Einsichtige sollte sich nicht zu streng an sie binden.

Den Doppelpunkt vergleicht Engel in seiner Stilkunst mit den Angeln einer Tür, die aus einem Zimmer ins andre führt. Wo die Stimme in der mündlichen Rede zur Ankündigung eines

Satzes mit besondrer Bedeutung, einer Folgerung, einer wörtlichen Rede sich so wandelt, daß das Ohr des Hörenden gespannter lauscht, auch eine Pause die Spannung noch verstärkt, da steht wohl meist dieses Zeichen.

Schwer ist auch das rechte Maß im Gebrauch der Anführungszeichen („ “) zu finden. Meist schließen sie die angeführte wörtliche Rede ein. Der Redende hat durch Wechsel in der Stimmhöhe, Gebärde usw. ein weit vollkommneres Mittel zur Heraushebung. Die Anführungsstriche sind für diesen Zweck ein höchst minderwertiges Mittel; viel besser wäre eine besondre Schriftgestaltung. Im Lateindruck ist die Schrägschrift besser dazu zu gebrauchen. Für die Hervorhebung von Titeln usw. (Schillers „Wilhelm Tell“), die zur Vermeidung von Mißverständnissen manchmal nicht zu umgehen ist, mögen die Anführungszeichen ganz gut dienen.

Das Gegenteil der Anführungsstriche bildet in gewisser Weise die Klammer. Wo die straffe Folge der Gedanken durch eine Nebenbemerkung, eine Erläuterung usw. durchbrochen wird, die in der mündlichen Rede die Stimme meist auf halbe Kraft setzt, ist sie in der schriftlichen Darstellung am Platze.

Feines Abwägen verlangt der Gebrauch des sogenannten Gedankenstriches, dessen allzu häufige Anwendung auf Schrift- und Gedankenbild störend wirken muß.

Wie die Stimme dem Gedankengange nachgeht, in der Frage sich hebt, im Befehl oder Ausruf sich strafft, sucht die Schrift durch Frage- und Ausrufzeichen wiederzugeben. Hier sind aber die Grenzen der Schrift sehr eng, und besonders das Ausrufzeichen sollte man nicht zu häufig anwenden, sondern den richtigen Ton ruhig aus der Sache sich entwickeln lassen.

2. Das Häkchen (Apostroph). — Durch unsre Schrift geht jetzt eine Seuche, genannt Häkchenkrankheit, für die der Wissenschaftler aus Apostroph und Manie leicht einen wohlklingenden gelehrten Namen bilden könnte. Vor allem hat sie die Gehirne unsrer Schildermaler ergriffen, und es ist nicht abzusehen, zu welcher

Unzahl von Häkchen sie diese Schriftkünstler noch begeistern wird.

Die Rechtschreibung verlangt das Häkchen zur Andeutung der Stelle, aus der Laute, die gewöhnlich zu sprechen und zu schreiben sind, ausgefallen sind: heil'ge Nacht, ist's, geht's. Nun, über die Notwendigkeit ließe sich streiten. Lassen wir den Laut beim Sprechen aus, ohne Mißverständnisse zu erzielen, so können wirs auch beim Schreiben. Oder noch schärfer! Man kann bestreiten, daß hier überhaupt etwas ausgefallen ist. „Heilge Nacht, o gieße du Frieden in" kann gar nicht heilige Nacht heißen. Oder hätte Arndt fragen können: „Ist es Preußenland?" Und geht es mit behördlicher Genehmigung bei der Verschmelzung von Verhältniswörtern mit dem Geschlechtsworte ohne Häkchen ab, warum nicht auch in andern Fällen?

Immerhin aber ist die Regel wenigstens bestimmt und mit einem Scheine des Rechts ausgestattet.

Eine sprachliche Geschmacklosigkeit ärgster Art heißt aber der zweite Teil der amtlichen Vorschrift gut, nämlich die Bildung des Wesfalles der auf s ausgehenden Eigennamen ohne Beugungsendung: Voß' Luise statt Voßens Luise. Und diese ganze Endung soll nun durch das kleine Häkchen ersetzt werden. Eine solche Vorschrift kann nur aus einer Unterschätzung der lebendigen Sprache hervorgehen. Man spreche und höre „Voß Luise". Man empfindet, wenn man nicht schon verbildet ist, einen körperlichen Schmerz dabei.

Ahnungsvoll warnt die Rechtschreibung vor dem weitern Gebrauche des Häkchens im Wesfall. Aber „die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los". (Oder werd'?) Ein Gang durch die Straßen einer Stadt zeigt uns, wie das Häkchen einen Siegeszug angetreten hat. Während des Umbau's — Bauer's Biere — Wolle's Saxoniadecke — Schrader's Haus — Schröder's Bürgergarten — so glaubt der Schildermaler uns zum Verständnis des Wesfalles verhelfen und vor Mißverständnissen bewahren zu

müſſen. Vom Wesfall aus zwängt ſich das unſcheinbare Ding überall ein, wo immer ein s erklingt. Wir ſehen es in Mehrzahlformen wie gebrannte Kaffee's, Bouquet's und vor dem Wohlklangs in zuſammengeſetzten Wörtern wie Revolution's Ball, Faſching's Feſt (buchſtäblich ſo auf einer Karte der Berliner Künſtlervereinigung). Auf allen Bahnhöfen protzt es an den Wagen der Brauerei von Schultheiß: Schultheiss' Brauerei — Schultheiss' Bier. Daß damit nicht der Wesfall Schultheißens gemeint iſt, zeigt die Inſchrift in Leipzig „Eiskeller der Schultheiss' Brauerei". Ein Lächeln aber ruft das Häkchen hervor, wenn wir es eine holländiſche Jungmagd in Matj'es mitten durchſchneiden ſehn, oder wenn es in der Inſchrift „Café Drei Kugel'n" den Wortſtamm vor der Endung ſchützen muß.

Geht die Geſchmackloſigkeit noch weiter, ſo werden wir einen beſondern Unterricht einführen müſſen, in dem das Zuſammenſetzen der verſprengten Teile gelehrt wird.

H. Unſere Rechtſchreibung.

In den vorhergehenden, grundlegenden Erörtrungen über das Verhältnis von Sprache und Schrift ließ es ſich nicht umgehen, auf die heute übliche Rechtſchreibung hier und da einzugehen. Es erübrigt ſich noch, einen zuſammenfaſſenden Überblick über die Grundſätze zu geben, die in unſrer Rechtſchreibung herrſchen.

Ihre erſte Regel *Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Ausſprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen* fußt ganz auf der Grundlage, die wir als maßgebend für die ſchriftliche Darſtellung der Sprache erkannt haben. Dieſer Grundſatz der lautlichen (phonetiſchen) Schreibung galt ſowohl in althochdeutſcher als in mittelhochdeutſcher Zeit. Wie weit die Rückſicht darauf bei feinhörigen Sprachmeiſtern ging, zeigen die Arbeiten Notkers, der auch die Veränderung mancher Laute durch diejenigen benachbarter Wörter wiedergab. Er

ſchrieb z. B. mit cote (mit Gott) und minan got (meinen Gott) und wechſelte ebenſo zwiſchen b und p, d und t.

Nach der mhd. Zeit iſt leider der natürliche Grundſatz der lautlichen Schreibung immer mehr von allerhand Rankenwerk überwuchert und überſponnen. Die Sprache entwickelte ſich weiter, Kürzen wurden gelängt, Zwielaute vereinfacht, einfache Laute wurden zwielautig; die Schrift aber vermochte dem nicht zu folgen und verrenkte ſich faſt in allen möglichen Verſuchen, z. B. Dehnung und Schärfung darzuſtellen. Ob das Dehnungs-h vor oder hinter dem langen Stimmlaut ſtehe, wurde von Kolroß dem Belieben anheimgeſtellt, „je nachdem es aller bequämlicheſt ſteht“. In der Bezeichnung der Stimmlautkürze führten allerhand Schrullen zu Schreibungen wie unndt, Pfaltzgraff, dürffen, friſſch.

Erſt nach und nach hat man angefangen, das wilde Rankenwerk zu beſchneiden. Klopſtock trat für rein lautliche Schreibung ein, andre ſtellten wenigſtens dieſen Grundſatz an erſte Stelle. Wir wollen nicht verkennen, daß auch unſre amtliche Rechtſchreibung ihm ſeit dem Auftreten Raumers, der zur Darſtellung der Sprache die einfachſten Mittel verlangte, entgegengekommen iſt. Die Entwicklung geht offenbar in den letzten Jahrhunderten dahin, Laut und Zeichen wieder mehr übereinſtimmen zu laſſen.

Der Grundſatz der lautlichen Schreibung hat nun nicht nur durch Verwendung der Großformen der Buchſtaben und durch Bezeichnung der Stimmlautlänge mit den Schriftzeichen beſondre Geſtaltung gefunden, ſondern iſt durchbrochen worden von der Rückſicht auf die Verwandtſchaft der Wörter. Weil wir graben ſprechen, ſollen wir Grab ſchreiben, obwohl hier der Endlaut p iſt, weil Hunde den ſtimmhaften Zahnverſchlußlaut hat, ſoll ihn auch Hund entgegen der Ausſprache haben. Wir ſehen, wie dieſer Grundſatz der verwandtſchaftlichen (etymologiſchen) Schreibung, der offenſichtlich auf dem Boden des Gelehrtentums erwachſen iſt,

allein das Schriftbild im Auge hat. An Stelle des ältern Herrn, des lebendigen Lautes, wird hier der Diener, der Buchstabe, zum Herrn erwählt. Es ist nicht leicht, sich aus der Befangenheit alter Übung herauszufinden, und den Grundsatz Die Bezeichnung der Auslaute richtet sich nach dem Inlaute unter die Lupe zu nehmen. Wie schwach es mit seiner innern Berechtigung ist, kann man daraus ersehen, daß wir ihn umkehren können, ohne die Verhältnisse schwieriger zu gestalten. Schreiben wir jetzt Hund nach Hunde, so könnten wir ebenso gut hunte nach hunt schreiben. Die Ungewohntheit der Sache wird hier einige Leser auffahren lassen, wir sprächen doch aber hunde. Nun ja, das ist eben die Sache. So wollen wir ja auch weiter sprechen und eben t als d lesen, wie wir jetzt in Hund d als t sprechen. Denn schließlich, wenn wir die amtliche Regel Richte dich nach der Abstammung des Wortes wörtlich befolgen wollen, ist es doch sogar richtiger, sich nach Hund, Wald, Kalb zu richten als nach der abgeleiteten Form Hunde, Wälder, Kälber.

Was hat überhaupt der Buchstabe mit der Wortverwandtschaft zu tun? Die Regel ist ganz unwissenschaftlich. Es könnte wohl heißen: auslautendes p wird inlautend zu b, t zu d, oder umgekehrt, nicht aber: schreibe ausl. p und t so, wie du den Laut schreibst, in den sie sich im Inlaut verwandeln. In den vorliegenden Beispielen ist für diese Regel günstig, daß die beiden verschiednen Laute, die hier durch einen Buchstaben bezeichnet werden, sich nur durch Ein Merkmal, nämlich die Stimmhaftigkeit, unterscheiden. Der ganze schöne Grundsatz, nach der Abstammung zu schreiben, fällt aber ins Wasser, wenn wir verwandte Wörter nehmen, in denen die Laute weiter auseinandergehen. Von treiben stammt Trift, von geben Gift, von sehen Gesicht, von denken dachte, von frieren Frost. Und weiter: mit ziehen hängt zog zusammen, mit geben gab, mit fliegen flog, mit singen sang, mit sitzen saß, mit leiden litt, mit fallen fiel usw. Wo bleibt hier die Berücksichtigung der lautlichen Verwandtschaft in der

Schrift? Hier sind die Trauben zu sauer! Wie ärmlich! Weil zufällig bei einer kleinen Zahl die Abstammungsschreibung möglich ist, weil nämlich b und d am Wortende ohne weiteres jetzt stimmlos klingen, sucht man mit diesen winzigen Brocken dem Auge ein Bild der Zusammengehörigkeit vieler Wörter vorzuzaubern. Warum nur? Glaubt der erste Erfinder[1]) dieses Grundsatzes es für sich nötig zu haben, seinem Verständnis der Schrift solche Stützen zu geben, so ist das seine Sache, glaubt er das aber von den andern Lesern, so müßten die das als Beleidigung empfinden. Die Verwandtschaft ist dazu ja nur fürs Auge. Der Sprechende drückt sie nicht aus, er sagt *hunt — hundə*, und der Hörer verstehts doch. Wir können also ruhig halp neben halbe schreiben, wie wir auch in Hälfte der Aussprache und nicht der Abstammung folgen. Es ist auch unverständlich, warum hier die Vorschrift einen Buchstabenwechsel verbietet, in andern Fällen dagegen vorschreibt. Ich meine den Wechsel von langem und Schluß-s, der dem Wechsel des stimmhaften und stimmlosen Lautes entspricht. Wir schreiben lesen, las, lesbar — Rose, Röschen — weise, weislich — sechse, sechs — blasen, blies, Blasinstrument — Käse, Käslein — Mäuse, Maus — Hasen, Häslein usw., obwohl auch hier die Regel gilt: inlautend stimmhaft — auslautend stimmlos.

Was man dem Leser zumuten kann, ohne daß man Verständnislosigkeit befürchtet, zeigt ja auch die Behandlung des stimmlosen s-Lautes im Inlaut, der hier mal ſſ, mal ß, in der Endstellung aber nur ß geschrieben wird. Wir müssen also auch den Zusammenhang von Fässer — Faß, messen — Maß, lassen — laß, geschossen — Schuß, ja auch von des — dessen, wes — wessen erkennen, genau wie den von Füße — Fuß, rußig — Ruß, reißen — Riß usw. Warum endlich schreiben wir nicht auch dreizig, sondern machen die eine Ausnahme und verwandeln z nach der Aussprache in ß, und wie kann sechstel aus sechs und tel = Teil gegen

[1]) Seit Schottel.

Haus und Haustür bestehen? gar nicht an füllen und voll, Fürst und vor zu erinnern?

Doch genug der Fragen und Aussetzungen. Wir haben gesehen, wie das ganze Gebäude der verwandtschaftlichen Schreibung nicht nur ohne festen Grund steht, sondern auch ziemlich lückenhaft aufgebaut ist, und können daher vorschlagen: herunter mit dem ganzen Bauwerk. Dann also schreiben wir auch *du wilst* neben *wollən*, *solst* neben *sollən*, *renst*, *renban*, *rantə*, *gərant* neben *rennər* und *rennən*, *kom*, *komst* neben *kommən*, *trefpupkt*, *du trifst*, *treflic* neben *treffən*, *treffər*, *gətroffən*, *wekst*, *wekt* neben *wekkən*, *wekkər*. Wir rufen auch für diese Fälle die heutige Schreibung selbst auf den Plan, die neben schwellen, Geschwulst, neben können Kunst, neben gewinnen Gewinst, neben schaffen Geschäft verlangt.

Ein dritter Grundsatz der Rechtschreibung ist glücklicherweise nie zu solcher Anerkennung gekommen, daß er viele Spuren hinterlassen hat. Das ist der Grundsatz der geschichtlichen Schreibung, der das Aufblühen der indogermanischen Sprachwissenschaft vor hundert Jahren zum Nährquell hatte und namentlich von Grimm und Weinhold vertreten wurde. Er verlangt Schreibung nach einem ältern Sprachstande, und zwar dem des Mittelhochdeutschen, könnte mit demselben Rechte aber auch auf den althochdeutschen oder gemeingermanischen Stand zurückgehen. Danach sollen wir nicht Hölle, würde, Schöpfer, sondern helle, wirde, schepfer schreiben; e nach i wird beseitigt, wo es keine geschichtliche Berechtigung hat, also in Biene, viel, beibehalten, oder wieder eingeführt dagegen, wo dem i altes io zugrunde liegt, also in Licht, Dirne. Es ist eine Rechtschreibung für Sprachgelehrte, wäre von der großen Masse der andern Leute aber nur mit ganz gewaltigen Anstrengungen notdürftig zu lernen. Die englische und zum Teil die französische Rechtschreibung ist auf dem geschichtlichen Grundsatz aufgebaut; daher der große Zwiespalt zwischen Aussprache und Schreibung besonders im Englischen. Wir schleppen nur noch

einige Reſte geſchichtlicher Schreibung mit, ſo in hübſch, Herbſt (wegen mhd. hübeſch, herbeſt), ſtatt hier p zu ſchreiben wie in Papſt (mhd. pabes).

Allerhand Tüfteleien haben ſeit zwei Jahrhunderten noch den Grundſatz der Bedeutungsunterſcheidung, den logiſchen, in die Rechtſchreibung eingeführt. Es gibt einige Wörter, die lautliche Doppelgänger haben, und man glaubt ſie durch die Schrift auseinanderhalten zu müſſen. Auch dieſer Grundſatz iſt weit vom lebendigen Sprachempfinden gewachſen. Lerche — Lärche, Ferſe — Färſe, Miene — Mine, Fieber — Fiber, Leib — Laib, Stadt — Statt, das — daß, wieder — wider ſind ſolche Wortpaare. Wir haben hier keine Lautſchreibung mehr, ſondern eine Wortſchreibung, die faſt an chineſiſche Schreibung erinnert. Wenn auf einem Blatt Papier nichts anders als das Wort leren ſteht, ſo iſt doch höchſt gleichgültig, ob ich darunter leer machen oder unterrichten verſtehe; ja der Zuruf eines Abgeordneten an einen andern: „Sie ſind ein *lerər* des Hauſes“ iſt erſt dann wiederzugeben. Und wenn ich jemandem diktiere: „Der Müller mahlt Hafer“, und er ſchreibt malt, ſo komme ich doch nicht auf den Gedanken, der Müller habe einen Pinſel und male. Ich kenne zwar einen malenden Müller, und es kann vorkommen, daß der ein Haferfeld malt; aber wegen ſolcher Zufälligkeiten, die alle Jubeljahre ſchließlich dazu zwängen, einen Satz etwas deutlicher auszudrücken, braucht man doch nicht ſolches Regelwerk. Überhaupt iſt doch eine derartige Begriffsunterſcheidung gleichlautender Wörter nur in ganz wenigen groben Fällen möglich. Genau betrachtet ſpaltet ſich doch faſt jeder Begriff in mehr oder weniger Bedeutungen, die wir unmöglich alle durch eine Buchſtabenſchrift wiedergeben können. Nehmen wir z. B. das Wort Schirm. Weiß der Leſer nun gleich, was ich meine? Doch nicht. Es iſt wie mit *malən* und *lerən* und *minə* und *widər* uſw. Erſt der Zuſammenhang der Rede klärt das Wort. „Ich habe meinen Schirm ſtehen laſſen.“ „Schirmfabrik.“ „Der Herr iſt mein Schutz und Schirm.“ „Ich

kaufe mir eine Mütze mit Schirm.“ Ebenso ist es mit Bank (Fußbank, Sitzbank, Wechselbank, Sandbank), Stein (zum pflastern, im ringe, in der niere), löschen (einen Klecks, den Durst, Kalk, eine Eintragung im Gericht) usw.

Reiche Ausbeute liefern für solche Besondrungen der Bedeutung die Berufssprachen. Dem Vogelsteller ist Garn etwas andres als der Näherin, dem Turner Bock und Pferd anderes als dem Landmann. Können wir in diesen vielen Fällen den Begriff nicht genau fassen, dann können wirs auch in den wenigen lassen, noch dazu, da wiederum die Entwicklung der Rechtschreibung dahin drängt. Früher unterschied man noch viel mehr durch verschiedne Schreibung. So schied man das Hilfszeitwort seyn vom Fürwort sein, das Zeitwort meynen vom Fürwort meinen, die Schaar als Menge von der Schar des Pfluges. Aber wie man nicht mehr ängstlich ist, die beiden sein könnten mißverstanden werden, wenn es etwa heißt: „Er wird zufrieden sein, sein Geld wiedergefunden zu haben“, oder der Satz „in einigen Wochen werden sich die Streitenden einigen“ könnte unverständlich sein, wie man sogar Wörter mit verschiedner Betonung gleich schreibt (die Blätter modern — der Hut ist modern. Kommende Woche — ich will ihm die Anwartschaft auf eine Kommende des Johanniterordens geben[1]), so kann man ruhig die ganze logische Unterscheidung durch die Schrift zugunsten der lautlichen Schreibung über Bord werfen.

I. Probestücke.

Vuîo áber diê himela? Die sint kefêstinot mit sînemo uuórte. Daz ist uuâr an selben diên himelen. sô ist iz oûh an apostolis. diê fóne diû himela gehêizen sint. uuanda fóne iro lêro diû erda berégenot uuárd unde gebírigot uuard.

Notker † 1022. Aus dem 33. Psalm. Notker bezeichnete mit ^ die betonte lange, mit ´ die betonte kurze Silbe. Althochdeutsch.

[1]) Eine preußische Königstochter, S. 303.

Under der linden an der haide
da vnſer zwaier bette was
da mugent ir noch vinden ſchöne baide
gebrochen blûmen uñ gras
vor dem walde in einem tal
tandaradai
ſchone ſang dú nahtegal

Ich kan (für kam) gegangen zů der owe
do was min vriedel komen [ergänze ê]
da wart ich empfangen herre vrowe
das ich bin ſelig iemer me
kuſter mich wol tuſenſtunt
tandaraidai
ſehet wie rot mir iſt der munt.

Walter von der Vogelweide um 1200. Aus der Weingartner Handſchrift des 14. Jahrhunderts. Mittelhochdeutſch.

ADs tiefer not ſchrey ich zu Dir,
herr Gott, erhör mein ruffen.
Dein gnedig oren ker zu mir
vnd meyner bit ſyn offen.
Den ſo du wilt das ſehen an,
wie manche ſund ich hab gethan,
wer kann, herr, fur Dir bleiben.

Luther. Gedruckt 1529.

Ein jeder verß iſt entweder ein iambicus oder trochaicus; nicht zwar das wir auff art der griechen vnnd lateiner eine gewiſſe gröſſe der ſylben können inn acht nemen; ſondern das wir aus den accenten vnnd dem thone erkennen, welche ſylbe hoch vnnd welche niedrig geſetzt ſoll werden. Ein Jambus iſt dieſer: Erhalt vns Herr bey deinem Wort. Der folgende ein Trochéus: Mitten

wir im leben ſind. Dann in dem erſten verſe die erſte ſylbe niedrig, die andere hoch, die dritte niedrig, die vierde hoch, vnd ſo fortan, in dem andern verſe die erſte Sylbe hoch, die andere niedrig, die dritte hoch, ꝛc. außgeſprochen werden.

Martin Opitz 1597—1639. Aus dem Buche von der Deutſchen Poeterey, gedruckt 1624.

Die Vatterliche liebe So Ich als ein Vatter Kegen ſeinen Sohn, vndt zukünftigen Succeſſoren trage, hatt mich verurſacht, Ihme einige auß langer erfahrenheitt nutzliche vnterrichtungen zu hinterlaſſen, vndt alſo dieſes kurtzlichen in die Feder zu faſſen, in betrachtung, das es Ihme nottig, vndt dienlich zu wiſſen iſt, Wie Er Seine gantze Regirung führen, wie Er darin zuforders gegen Gott, Seines gleichen, wie auch gegen Seine, Ihme von Gott Vntergebene, vndt anuertraute Vnterthanen, in Kirchen vndt Weltlichen Regimendt, Sich zu verhalten, was für Rähtte Er gebrauchen, wie Er im Rahtte Votiren laſſen ſolle, auch wan vndt wie Er das concluſum nehmen ſolle ....

Aus der „Väterlichen Ermahnung" des Großen Kurfürſten vom 19. Mai 1667.

Ich endes unterzeichnete bekenne öffendtlich mit dieſem Brief, daß Vorzeiger dieſes Julius Augſt von Goethe Sich währendt ſeines hieſigen Aufenthalt braw und Muſterhaft aufgeführt; ſo daß es das Anſehn hat, als habe Er den Ring im Mährgen durch Erbſchaft an Sich gebracht der den der ihn beſitzt angenehm macht vor Gott und Menſchen — daß dieß bey oben erwähnten Julius Augſtus von Goethe der Fall iſt beſtättigt hirmit

Seine Ihn
Liebende Großmutter
Eliſabetha Goethe.

Goethes Mutter 1805.

Jeden Abend grüs ich das röthliche Geſtirn des Mars, das über die Fichtenberge vor meinem Fenſter aufgeht, es muß dir über meinem Garten ſtehn und bald ſeh ichs mit dir an einem Fenſter. Gute Nacht meine Beſte, entfernt von ſeiner Liebe iſt nicht zu leben.

In ſorglichen Augenblicken ängſtigt mich dein Fus, und deiner Kinder Huſten. Wir ſind wohl verheurathet, das heist: durch ein Band verbunden wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Eintrag aus Kreuz, Kummer und Elend beſteht. Adieu grüſe Steinen. Hilf mir glauben und hoffen.

Goethe an Frau von Stein am 8. 7. 1781.

Was die Orthographie betrifft, ſo war ich, als ich dieſes Wörterbuch anfing, ſelbſt noch von den Vorurtheilen eingenommen, theils daß die Bildung und Ausbildung der Sprache ein Werk der Schriftſteller ſey, theils aber auch, daß die Orthographie auf die Etymologie gegründet werden müſſe. Ich wollte daher auch mein Schärflein zur ſo genannten Berichtigung der Sprache beytragen, wenigſtens meinem Käpplein auch ſeinen eigenen Schnitt geben, und erlaubte mir daher manche orthographiſche Neuerungen, z. B. einzel für einzeln, einig für einzig, und glaubte Wunder, wie trefflich ich ſie aus der Etymologie beweiſen könnte. Nachmahls, als ich tiefer in die Sprache einzudringen genöthiget wurde, lernte ich einſehen, daß das Verdienſt der Schriftſteller um die Sprache in ganz andern und weit wichtigern Stücken beſtehe, als in Neuerungen, welche auch der Unwiſſendſte ausſinnen kann.

Adelung in der Vorrede zur 2. Auflage ſeines Wörterbuchs der Hochdeutſchen Mundart 1793.

Alle ſchrift war urſprünglich groß (majuskel), wie ſie in ſtein gehauen wurde; für das ſchnelle ſchreiben auf papyrus und

pergament verband und verkleinerte man die buchstaben, wodurch sich die züge der kleinbuchstaben (minuskel) mehr oder minder abänderten. aus den mit dem pinsel hinzugemalten anfangsbuchstaben (initialen) der handschriften entsprang die verbogene und verzerrte gestalt der majuskel, die in den ältesten drucken auch noch nicht gesetzt, sondern mit farbe eingetragen wurde. in lateinischen büchern blieben außer den initialen nur die eigennamen durch großbuchstaben (majuskel) hervorgehoben, wie noch heute geschieht, weil es das lesen erleichtert. im laufe des 16. jahrhunderts führte sich zuerst schwankend und unsicher, endlich entschieden der misbrauch ein, diese auszeichnung auf alle und jede substantiva zu erstrecken, wodurch jener vortheil wieder verloren ging, die eigennamen unter der menge der substantiva sich verkrochen und die schrift überhaupt ein buntes, schwerfälliges ansehen gewann, da der großbuchstabe (die majuskel) den doppelten oder dreifachen raum des kleinbuchstaben (der minuskel) einnimmt.

Grimm. Aus der Vorrede zum Wörterbuch 1854.

Aus tiefer noth schrey ich zu dir, HErr GOtt! erhör mein rufen: Dein gnädig ohren kehr zu mir, Und meiner bitt sie öfne; Denn so du wilt das sehen an, Was sünd und unrecht ist gethan, Wer kan, HErr vor dir bleiben?

Aus dem Halberstädtischen Kirchen- und Haus-Gesangbuch; gedruckt 1780, hundert Jahre später noch in den Schulen im Gebrauch.

Es ist die herrschende ansicht, dass während der blütezeit der mittelhochdeutschen literatur eine von den mundarten verschiedene gemeinsprache bestanden habe, die allerdings nicht so fest geregelt gewesen sei wie die neuhochdeutsche schriftsprache und manche besonderheiten und schwankungen zugelassen habe. Die einen bezeichnen dieselbe als schrift-